Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt
Band: 69 (1987)
Heft: 6

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schweizer Frauenblatt

Nr. 6 Juni 1987 Fr. 4.20 69. Jahrgang AZ 8703 Erlenbach

Frauen mit Ideen

Frauen im neuen Erbrecht

Frauen in der Dritten Welt

Frauen in der Kunst

Ihr Hotel im Herzen der Stadt Zürich

Nur ein paar Gehminuten von Zürich HB, Universität, ETH, Einkaufs- und Geschäftszentren und See.

Das preiswerte, komfortable Hotel Garni. Alle Zimmer mit Direktwahl-Telefon, Farbfernseher, WC/Dusche oder Bad.

HOTEL RÜTLI Zürich

Zähringerstrasse 43 8001 Zürich
Tel. 01-251 54 26 Telex 816037
Ein zfv-Betrieb

coop bringt's

MRS-Institut
Dr. Monique R. Siegel
Witikonerstrasse 105
8032 Zürich
Telefon 01/537779

Ihre nächsten MRS-Seminare:

Lernen lernen
Samstag, 13. Juni, 8.30–12.30 Uhr

Überzeugend reden
Montag, 17./24. August, 9.15–16.30 Uhr

Wir freuen uns auf Ihre Teilnahme!

Astrologische Psychologie

Das Horoskop als Diagnose- und Selbsterfahrungsinstrument
Persönliche Beratungen
Kurse, Seminarien, Sommerschulen
Beraterausbildung mit Diplomabschluss
2 Jahrzehnte Lehrererfahrung
Bitte verlangen Sie kostenlose Prospekte.

Astrologisch-Psychologisches Institut (API)
Bruno und Louise Huber
Postfach 87, CH-8134 Adliswil
Tel. (01) 710 37 76

Frau Kaufmann ist bekannt, erfolgreich und diskret. Sie hilft Ihnen mit ihrer

medialen Begabung

Durch **Kartenlegen** bei Entscheidungen, privaten oder beruflichen **Problemen.**
Durch **Astro-Psychologie** für **Zukunfts-**, Partnerschafts- und Personenanalysen.
Durch **Telepathie** bei **Prüfungen** usw.
Durch **Fernbehandlung** aller **geistig** beeinflussbaren Begebenheiten.
Auch Langzeitbehandlung.

Nähere Auskunft und Anmeldung morgens ab 7 Uhr
Telefon (056) 71 13 45

Werbung schafft Kontakte
Tel. 01/913 51 11

Wieder naht die Ferienzeit und mit ihr die Frage: «Soll man als Frau allein verreisen?» Eigentlich seltsam, dass kaum je gefragt wird, ob Männer allein Ferien machen sollen, denn die Probleme sind zu einem grossen Teil die gleichen. Auch Männer bezahlen an vielen Orten für ein Einerzimmer beinahe doppelt soviel wie für ein Zweibettzimmer, auch Männer langweilen sich bei den einsamen Mahlzeiten im Ferienhotel, auch Männer können in einer Gruppe zu Outsidern werden. Anderseits haben Einzelgänger natürlich gewisse Vorteile. Sie können das Urlaubsprogramm genau nach dem eigenen Gusto planen, und sie sind stets offen für neue Begegnungen. ■ Die eingangs gestellte Frage: «Soll man allein in die Ferien fahren?» lässt sich daher nicht kategorisch beantworten. Es kommt stets auf die besonderen Umstände an, wobei immerhin einige Regeln zu beachten sind. Wer das Alleinreisen ersorgt, lässt's besser bleiben. Ebenso unratsam sind Spekulationen auf schnelle Zufallsbekanntschaften unterwegs. Wer unbedingt Anschluss sucht, erlebt oft Enttäuschungen. Da ist die unsichere Vierzigerin, die sich an ein Ehepaar hängt und damit unweigerlich zum sprichwörtlichen dritten Rad wird. Oder da ist die muntere Berufstätige, die sich am Badestrand von einem flotten «Picador» oder «Beach-Boy» umgarnen lässt und auf diese Weise eventuell gar die Gesundheit gefährdet. Und da ist die Forsche, die in der Reisegruppe mit allen anbändeln will und bald alle nervt. ■ Ungeeignet für Einzelgänger sind sodann gewisse Reisearten. In abgelegeneren Gebieten Chinas ist man auf Individualisten nur schlecht vorbereitet. So geht sehr viel Zeit verloren für das Anstehen vor Billettschaltern. Oder man bezahlt übermässig viel für lange Taxifahrten. Und trotzdem: Reisen auf eigene Faust kann wunderbar sein. Man muss – ob als Frau oder als Mann – nur genau wissen, was man will.

Charlotte Peter

Zum Titelbild:
Beatrice Grüter-Auchli

Foto: Ruth Vögtlin

Mütterclub, Chörli, Schulpflege und Baukommission **4**

Vom Aschenbrödel ins Weisse Haus **8**

Frauen in der schweizerischen Vergangenheit und Gegenwart **10**

Veranstaltungskalender **12**

Die Stoffbilder der Inderin Saroj **13**

Hübsche Berufschancen für Floristinnen **16**

Charlotte Germann – ein Künstlerporträt **18**

Romantische Ferien im Tessin **19**

Neue Ferienmode **21**

Kurznachrichten **22**

Impressum

Schweizer Frauenblatt
1919 gegründet
69. Jahrgang
Erscheint monatlich

Herausgeber: Hans Menti
Redaktion: Dr. Charlotte Peter und Ursula Oberholzer
Gestaltung: Irma Schlumpf
Herstellung: Börsig AG

Verlag Börsig AG
Bahnhofstr. 40, 8703 Erlenbach ZH
Tel. (01) 913 51 11, PC 80-3323-6
Telefax (01) 910 87 72

Abonnementspreis:
Schweiz Fr. 41.–, Ausland Fr. 51.–

Beatrice Grüter-Auchli (44) kam als junge Lehrerin nach Willisau, heiratete dort den Besitzer einer grossen, alteingesessenen Metzgerei, hat drei Söhne im Alter von 10, 15 und 18 Jahren und kann als Musterbeispiel dafür gelten, wieviel eine aktive Frau gerade an einem kleineren Ort bewirken kann.

Mütter-Club, Chörli, Schulpflege und Baukommission

Gründerin eines Clubs der jungen Mütter, Gründerin eines Gartenlauben-Chörlis, Präsidentin der Schulpflege und Präsidentin der Baukommission stellt sie allüberall «die Frau» und wirkt trotzdem entspannt, hat trotzdem Zeit, ein ausgezeichnetes Mittagessen zu kochen und sich um die Probleme ihrer Kinder zu kümmern. Wie macht sie das?

Beatrice Grüter nennt vier wichtige Umstände, die ihre Jugend geprägt haben:

- Sie hatte einen fünf Jahre älteren Bruder, der sie überall hin mitnahm und der sie selbst bei Bubenkriegen einsetzte (als Spionin!), wodurch sie frühzeitig den Umgang mit Männern lernte.
- Ihr Vater machte eine schnelle Karriere im Polizeidienst und wurde daher öfter versetzt, so dass sich Beatrice an immer neue Situationen und Orte anpassen musste.
- Sie hatte es als Mädchen und Auswärtige nicht leicht, sich an den höheren Schulen von Luzern durchzusetzen, was ihren Ehrgeiz anstachelte. Sie musste einfach besonders gute Noten haben, oder man hätte sie vom Seminar gewiesen.
- Sie ging nach Schulabschluss für einige Monate nach England, was ihren Horizont erweiterte. «Direkt von der Schulbank ans Lehrerpult, das ist nicht gut», meint sie noch heute.

Beatrice setzte sich durch, denn sie war nicht nur blitzgescheit, sondern auch das, was man heute als «psychisch belastbar» bezeichnet. Sie überstand alle Arten von Diskriminierung, nicht zuletzt auch jene bedingt durch eine falsche Parteizugehörigkeit des Vaters: er war CVP-Mitglied, während bei der Stellenverteilung nach Seminarabschluss die Liberalen ausschlaggebend waren.

Trotzdem erhielt die junge Lehrerin einen Posten in Willisau, dies allerdings mit der Warnung: «Wenn sich später ein geeigneter Mann finden sollte, wissen wir nicht, ob ...» Nicht sonderlich ermunternd war zudem, dass Beatrice die sechste Klasse eines an Tuberkulose erkrankten Kollegen übernehmen musste. «Alle Schulbücher und Hefte waren mit einem schmierigen weissen Pulver desinfiziert, und die Kinder mussten alle paar Wochen zum Durchleuchten gehen», erinnert sie sich. «Ich aber hatte die Aufgabe, 44 Buben und Mädchen in kürzester Zeit möglichst gut auf die Sekundarschule vorzubereiten. Eigentlich eine zu schwierige Verpflichtung für eine Einundzwanzigjährige, doch das wurde mir erst voll bewusst, als ich selber Kinder im schulpflichtigen Alter hatte.»

Willisau wurde zum Schicksal der munteren Lehrerin. An einer Fasnacht lernte sie dort den Metzgermeister Willi kennen, dessen Bratwürste sie nicht sonderlich schätzte. Sie fand die Würste zu wenig rassig. Als rassig dagegen erwies sich der Mann: ein ausgezeichneter Skifahrer, aktiver Turner und begeistertes Mitglied der lokalen Blaskapelle, grosszügig, erfolgreich im Geschäft und absolut kein sturer Macho. So wurde geheiratet. Bald darauf meldete sich das erste Baby an, und nun hätte Beatrice Grüter eigentlich das geruhsame Leben einer Kleinstadt-Prominenz führen können. Warum es anders kam, erzählt sie selber.

Junge Mütter im Abseits

«Als mein erstes Kind geboren war, merkte ich bald, dass junge Mütter leicht in die Isolation geraten. Es ist natürlich sehr schön, doch man sieht sich mit seinem Baby plötzlich allein gelassen. Die Väter pflegen Kontakte, arbeiten in der Öffentlichkeit, entwickeln sich weiter. Die Mütter bleiben stehen, das heisst, sie schöpfen ihre Möglichkeiten kaum aus. Zufällig las ich dann in der Zeitschrift ‹Wir Eltern› von einem ‹Club der jungen Mütter› und dachte mir sogleich, etwas Ähnliches müsste in Willisau auch realisierbar sein. Eine andere Lehrerin war ebenfalls interessiert, worauf wir mit Mutter-und-Kind-Turnen einen ersten Anfang machten. Das Echo bei den jungen Müttern war so positiv, dass zum Turnen bald weitere Aktivitäten hinzukamen. Beispielsweise luden wir regelmässig Fachleute zu Vorträgen ein, aus denen man viel lernen konnte. Ich selber erinnere mich an die Ausführungen eines Kinderpsychologen, der mir die Augen öffnete für manche Verhaltensweise meines eigenen Kindes.

Später wurde der ‹Club der jungen Mütter› zu einem ‹Elternzirkel› erweitert, der nun vom ‹Katholischen Frauenbund› getragen wird.»

Gemeinnütziger Frauenverein, Kirchensynode und Parteikomitee

«Mein Engagement bei den jungen Müttern brachte mich in Kontakt mit dem ‹Gemeinnützigen Frauenverein›, dessen Präsidium ich während sechs Jahren führte. Es war die Zeit der heftigen Diskussionen um die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechtes, und selbstverständlich setzte ich mich auch da aktiv ein. Ich sprach zugunsten der Gleichberechtigung, und als dann das Frauenstimmrecht zumindest in der Kirche eingeführt wurde, gelangte ich fast automatisch in die Kirchensynode. Ähnlich schnell und problemlos wurde ich ins FDP-Parteikomitee befördert. Man suchte damals allüberall nach Alibifrauen, und ich war eine solche Frau der ersten Stunde. Die Kirchensynode allerdings war nicht ganz mein Fall, denn es ging dort fast immer nur um rechtliche und verwaltungstechnische Fragen, bei denen ich als Nicht-Juristin kaum mitreden konnte. Nach vier Jahren zog ich mich deshalb wieder zurück. Schliesslich warteten viele andere verlockende Aufgaben.»

Präsidentin der Schulpflege

«Für eine Tätigkeit in der Schulpflege war ich als Lehrerin sozusagen prädestiniert. Dies will nun jedoch nicht heissen, dass ich es in der Schulpflege, die ich gegenwärtig präsidiere, immer sehr leicht gehabt hätte. Schon mein konsequentes Eintreten für den Herbstschulanfang führte zu mancherlei Kontroversen, vor allem mit Leh-

Beatrice Grüter-Auchli lebt im Bilderbuchstädtchen Willisau, wo sie zusammen mit ihrem Mann und ihren drei Söhnen ein modernes Einfamilienhaus bewohnt. Die familieneigene Metzgerei dagegen ist in einem denkmalgeschützten Altstadthaus untergebracht.

rern. Überhaupt hat es den Anschein, als sei ich von Eltern, Schülern und Behörden mehr geschätzt als von der Lehrerschaft, für die ich nicht immer bequem bin.
Ich kann nicht unbesehen ein jedes Urlaubsgesuch bewilligen – schliesslich weiss ich, wie der Laden läuft. Hinzu mag kommen, dass es der eine oder andere ehemalige Kollege nur schwer verkraften kann, mich plötzlich als Vorgesetzte akzeptieren zu müssen. Doch was will man. Wahrscheinlich ist es für den Präsidenten einer Schulpflege einfach nicht möglich, immer alles allen recht zu machen. Schon gar nicht den Lehrern, die prinzipiell nicht gerne einen Chef haben.»

Das vielbegehrte Gartenlauben-Chörli

«Wie das ‹Gartenlauben-Chörli› entstanden ist? Nun, dazu kam es eigentlich durch einen Zufall. An den Generalversammlungen des ‹Gemeinnützigen Frauenvereins› war es nämlich üblich, stets auch etwas Unterhaltsames zu bieten, meist einen Vortrag. Da hatte ich einst die Idee, wir Frauen könnten selber etwas tun, zum Beispiel singen. Hierauf übten ein Dutzend von uns einige Operettenlieder und alte Schlager ein und erzielten damit soviel Erfolg, dass beschlossen wurde, mit dem Gesang fortzufahren. Das Weitere ergab sich fast von selbst. Die Frauen machten spontan Vorschläge. Die eine brachte neue Lieder, die andere hatte am Fernsehen hübsche Kostüme gesehen – schwarze Kleider, rote Hüte und rote Schuhe –, und so schafften auch wir uns rot-schwarze Kostüme an. Gleichzeitig bauten wir die Programme aus, indem einzelne Lieder szenisch belebt wurden. Wenn wir etwa singen ‹Ich habe das Fräulein Helen baden gesehen› steigt auf der Bühne ein junges Mädchen in grossmütterlichem Badeanzug in eine Wanne, und wenn wir den ‹schönen Gigolo› preisen, erscheint der betreffende Herr live auf der Bühne und treibt allerhand Schabernack. Mein ältester Sohn Ueli macht das mit Begeisterung.
Einiges Kopfzerbrechen bereitete uns die Beschaffung der Noten, doch ein Aufruf am Radio schaffte schnell Abhilfe. Es kamen ganze Berge von Notenblättern. Bis die alle gesichtet waren und bis alle Spender ein Paket Willisauer Ringli erhalten hatten, vergingen einige Wochen.
Nun besteht das ‹Gartenlauben-Chörli› schon seit fünf Jahren und hat bereits eine gewisse Popularität erreicht. Wir werden oft gebeten, an festlichen Anlässen aufzutreten, bei Geburtstagen, Jubiläen, Vereinsabenden usw. Wir machen das sehr gerne, schliessen vorher jedoch stets einen Vertrag ab: 450 Franken Gage, dazu Spesenentschädigungen und ein einfaches Abendessen mit besonders gutem Dessert – so unsere Bedingungen. In Altersheimen und bei Behinderten dagegen singen wir auch einmal gratis. Der Gewinn aus unseren Auftritten wird für die Anschaffung von neuen Kostümen und Requisiten verwendet, ebenso für ein grosses Festessen mit den Familienangehörigen.
Unser Chörli ist mehr als nur ein Gesangsverein. Es ist ein Ort der Begegnung, und es bietet überdies Möglichkeiten der Entfaltung. Im Chörli blühen die Frauen geradezu auf.»

Mit der Gründung eines Chörli erzielte die ehemalige Lehrerin einen ersten grossen Erfolg.

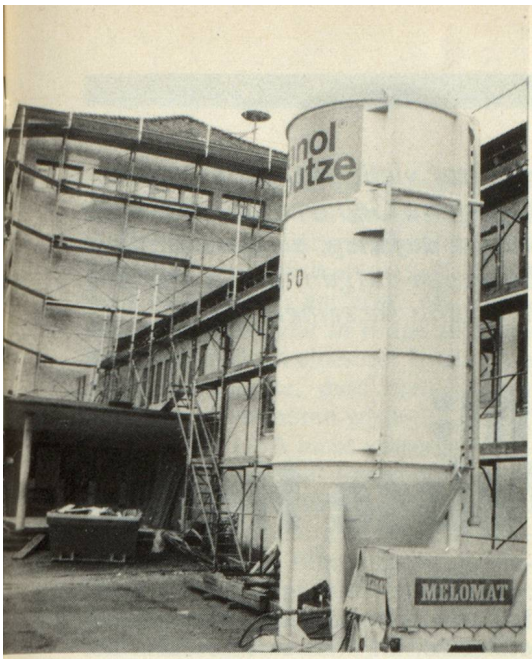
Baukommission einmal weiblich

«Das überraschendste meiner Ämter ist wohl die Präsidentschaft der Baukommission, denn in Baukommissionen werden meist nur Männer gewählt. Doch bei uns ging's vor allem um die Renovation des Schulhauses, und diese Angelegenheit interessierte mich natürlich ganz speziell. Ich sagte deshalb spontan zu, auch wenn da und dort an meinen fachlichen Qualifikationen gezweifelt wurde. Sicher, ich bin weder Architektin noch Ingenieurin. Anderseits sitzen in der Baukommission bereits genügend Fachleute, so dass eine Laienstimme nicht schaden kann. Ich achte eben mehr aufs Praktische. So vermisste ich im Umkleideraum einen Ablauf, der die Reinigung erleichtert, worauf das Projekt geändert wurde. Auch kontrolliere ich möglichst genau alle Kostenvoranschläge. Es geht einfach nicht, dass ein Lieferant übersetzte Preise durchsetzt, nur weil er an der Reihe ist, von den Behörden berücksichtigt zu werden. Handwerker verstehen das übrigens recht gut, machen seriöse Offerten und sind fachlich absolut auf der Höhe. Auf ihre Ratschläge kann man sich verlassen.
Und trotzdem: Kostenüberschreitungen lassen sich oft nicht vermeiden. Im März mussten wir infolge des schlechten Wetters ein Gerüst viel zu lange stehenlassen, zudem ergab eine nähere Prüfung, dass auch die Fenster ausgewechselt werden müssen.
Das Aufregendste an meinem neuen Amt war bisher die Aufgabe, den Kredit bei den Bürgern durchzubringen, denn ich wusste, dass die Vorlage viele Feinde hat. So bereitete ich mich auf die Gemeindeversammlung sehr sorgfältig vor und durfte es dann erleben, dass bei der Abstimmung eine Hand nach der anderen in die Höhe ging. Einstimmig angenommen!»

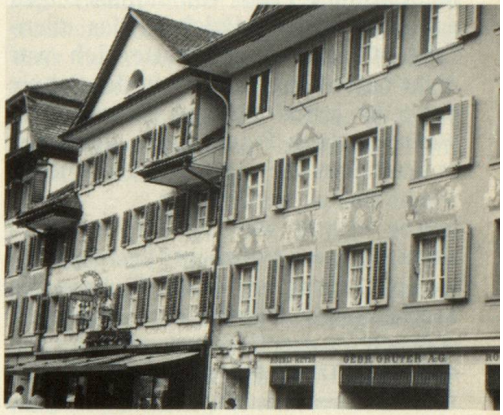
Keine Freizeit, aber viel Befriedigung

Nochmals: Wie schafft Beatrice Grüter das alles? Wir glauben, es gibt hiefür mindestens fünf Gründe:
- Beatrice Grüter verzichtet auf Freizeit oder, besser gesagt, sie tut in ihrer Freizeit Nützliches. Und auch das kann viel Spass machen.
- Sie hat eine überaus verständnisvolle Familie, einen Mann, der selber vielbeschäftigt ist, und Söhne, die gutgeraten sind.
- Sie versteht es ausgezeichnet zu organisieren und zu delegieren.
- Sie kennt die eigenen Kräfte und weiss deshalb auch, wenn sie einmal etwas ablehnen muss. So verzichtete sie eben erst auf eine Wahl in den Grossrat. «Vielleicht später, wenn die Söhne noch selbständiger sind.»
- Sie ist psychisch und physisch kerngesund, unkompliziert und unverwöhnt, vielseitig begabt und zufrieden mit sich und der Welt.

Ein ermunterndes Beispiel für viele Frauen. *Charlotte Peter*



Vor kurzem wurde die aktive Beatrice Grüter auch noch Präsidentin der Willisauer Baukommission, für eine Frau eine sehr seltene Ehre. Nun setzt sie sich mit Energie ein für die Erhaltung der Altstadt, aber auch für die Erneuerung der Schulhäuser.



War sie ungeheuer tüchtig oder hat sie ungeheuer viel Glück gehabt oder traf vielleicht beides zusammen? Die Lebenserinnerungen der heutigen Frau des Sacher-Hoteliers, die ihre Geburtsstadt Wien als Hilfsschreibkraft verliess, zur mächtigsten Frau der Reagan-Administration aufstieg, als amerikanische Botschafterin nach Österreich zurückkehrte und ihr Amt der Liebe wegen aufgab, klingt wie eine kitschige Hollywoodstory. Doch die Story ist wahr. Helene von Damm erzählt sie selber.

Helene von Damm: Vom Aschenbrödel ins Weisse Haus

Armut

Ich war nie eine Prinzessin. Ich war nicht schön – Fotos von damals zeigen ein pummeliges Mädchen, das allenfalls hübsche Augen hatte. Ich war nicht besonders fleissig – in der Schule hatte ich eher mässige Noten. Und wenn ich einen Traum hatte, dann war es höchstens der vage Wunsch, irgendwie anders zu werden.

Meine Mutter war die Tochter eines Försters, mein Vater ein Ingenieur, allerdings nicht an einer Technischen Hochschule ausgebildet. Eigentlich stammte er aus Kärnten, aber die Suche nach Arbeit hatte ihn nach Ulmerfeld in Niederösterreich verschlagen, wo er bei der heute noch existierenden Papierfabrik einen Posten als Betriebsingenieur gefunden hat. So lange er lebte, ging es uns nicht schlecht. Aber er erkrankte an Tuberkulose, und seine Gebrechlichkeit verhinderte nicht nur eine bessere Karriere, sondern bewirkte auch, dass wir ihn nur selten sahen. Während meiner frühesten Kindheit war er fast immer in Heilstätten ...

Jahre später, nachdem ich die Handelsschule abgeschlossen hatte, teilte ich meiner Mutter mit, ich ginge nach Wien in Stellung. Ich wurde Hilfsbuchhalterin. Um halb acht war Arbeitsanfang, um 17 Uhr war Schluss, wenn nicht noch Überstunden dazukamen. Dazwischen gab es eine winzige Mittagspause, die ich in einem kleinen dreckigen Beisl vis-à-vis verbrachte, in dem es das billigste Mittagsmenü gab. Immer wenn ich später Leute über die amerikanischen Abspeisungsketten schimpfen hörte, habe ich an dieses Essen zurückgedacht, das um nichts billiger war, nur sehr viel schlechter. Dafür wurde es individuell serviert: der unheimlich dreckige Ober hatte grundsätzlich seinen unheimlich dreckigen Daumen in der unheimlich dünnen Suppe. Das Menü war so wenig, dass ich immer hungrig war ...

Kein Geld haben ist kein lehrreicher, kein anspornender, es ist ein durch und durch entmutigender Zustand, der alle Bereiche des Lebens durchsetzt. Wenn man von 800 Schillingen 200 fürs Wohnen weggezahlt hat, dann kann man sich wirklich nur noch gerade ernähren. Alles, was darüber hinausgeht, muss man sich im ursprünglichsten Sinn dieses Wortes «vom Mund absparen». Nach dem Essen ins Espresso gehen bedeutet keinen Kaffee zum Frühstück. Ein Kinobesuch ist etwas, was mehrfach überlegt werden muss, man geht schon deshalb am liebsten mit einem Burschen, weil man dann vielleicht eingeladen wird ...

Amerika

Irgendwann lernte ich einen jungen Amerikaner kennen, den man sich als Ehemann für mich vorstellen konnte: er sah nett aus, er war nett, er passte im Alter und er stammte aus meiner sozialen Klasse. Seine Eltern waren früh gestorben, er hatte nur ein kleines College besucht, war bei der Armee Korporal geworden und würde nun, da er nach Amerika zurückkehren wollte, ohne den geringsten familiären Rückhalt eine Existenz gründen müssen. Ich entschloss mich, es mit ihm zu versuchen – man schrieb das Jahr 1958 ...

(Das Eheglück war von kurzer Dauer. Helene liess sich scheiden, zog nach Chicago, nahm eine Stelle als Sekretärin an und begann sehr energisch an ihrer Karriere zu arbeiten.)

Ich war glücklich wie noch nie zuvor in meinem Leben. Meine Ehe war in gutem Einvernehmen geschieden. Ich fühlte mich frei und wie neugeboren.

Helene von Damm mit Präsident Ronald Reagan.

Ich war jetzt 25 Jahre alt und entschlossen, die Welt zu entdecken. Die Kurse, die ich besuchte, nahmen einen solchen Umfang an, dass ich über meine Zeiteinteilung einen präzisen Terminkalender führen musste, der von 8 Uhr morgens bis 11 Uhr abends keine Pause liess. Für einen Aussenstehenden muss es manchmal beinahe komisch gewirkt haben. Es stand da etwa: 18 Uhr bis 18.50 Tennis, 18.50 bis 19.00 Kaffee auf der Terrasse. Wenn es 19.00 war, bin ich eisern aufgebrochen, weil zwischen 19.00 und 20.00 Uhr «Vokabelnlernen» angesetzt war, und selbst die Bekanntschaft des bestaussehenden Tennisspielers hätte mich nicht davon abhalten können, mein geplantes Vokabelpensum zur geplanten Zeit hinter mich zu bringen.

Die meiste Zeit brachte ich mit Studien zu. Ich besuchte Abendkurse der North-Western University, ich besuchte Vorträge, ich besuchte Seminarien, erstmals in meinem Leben ging ich ausgiebig in Museen, in Konzerte und ins Theater ...

Ich entdeckte nicht nur den Sport, die Literatur, die Malerei, die Algebra und die amerikanische Geschichte, ich entdeckte auch eine neue Art von Menschen: Intellektuelle, Leute, die nicht nur deshalb über ein Problem nachdachten, weil sie es im Rahmen ihrer Arbeit lösen mussten, sondern aus Spass am Denken ...

Reagan

An einer Tagung sollte sich die entscheidende Begegnung meines Lebens ereignen. Das heisst, eine Begegnung war es eigentlich nicht, denn er stand vorn auf einem Podest, und ich sass irgendwo hinten unter den Zuhörern, die alle gleichermassen fasziniert waren wie ich. Ronald Reagan ist der beste Redner, den ich kenne. Er war damals schon ziemlich bekannt. Im Präsidentschaftswahlkampf von 1964, den Goldwater so vernichtend gegen Johnson verlor, hielt er an der Seite Goldwaters seine berühmte «Time for choosing»-Rede, die den Wahlausgang

zwar in keiner Weise zu verändern vermochte, ihm aber mit einem Schlag zu einer gewissen überregionalen Bekanntheit als Politiker verhalf. Zwar noch weit davon entfernt, als Präsidentschaftskandidat in Frage zu kommen, war er doch einer der Leute, von denen man sagte, dass man «sicher noch von ihnen hören wird» ...

Es ist in den USA nicht aussergewöhnlich, sich, ohne einer Partei anzugehören, für einen Politiker zu engagieren. Alle Kandidaten für irgendwelche politische Positionen führen ihren persönlichen Wahlkampf und haben dabei ihre privaten Helfer. Die Parteien sind in den USA lose Vereine, die eigentlich nur während der Wahlkämpfe stärker in Erscheinung treten. Jeder, der sich registrieren lässt, gehört dazu. Mitgliedsbeiträge gibt es keine – die Unterstützung ist freiwillig. Deshalb sind auch nur einige wenige Helfer vom Wahlkampfkomitee fest angestellt, die meisten arbeiten freiwillig, sind Unternehmer, Angestellte oder Mädchen aus reichem Haus, die hier in einer Mischung aus politischem Engagement und Spass am turbulenten Wahlkampfleben ihre Arbeitskraft in den Dienst «ihres» Kandidaten stellen. Das Problem war: ich war kein Mädchen aus reichem Haus. Also musste ich darüber nachdenken, was ich tun würde, wenn ich keine Anstellung beim Wahlkampfkomitee erhielt. Von meinen eigenen Ersparnissen konnte ich bestenfalls einige Wochen leben, dann musste ich einen Job gefunden haben, der mir einerseits genug einbrachte und anderseits genügend Freizeit für den Wahlkampf liess. Ich kam zum Schluss, dass zwar nicht immer Sekretärinnen gebraucht würden, sicher aber Kellnerinnen ...

Es klappte. Am 4. November 1965 durften wir den Erfolg unserer Anstrengungen feiern: Ronald Reagan wurde mit einem Erdrutsch neuer Gouverneur von Kalifornien.

(Helene von Damm avancierte erst zur Sekretärin eines wichtigen Reagan-Freundes, dann zur Sekretärin von Gouverneur Reagan selber.)

Einfluss

Ich kenne Reagan nun seit 1965. Ich bin im Januar 1966 in sein Büro in Kalifornien eingetreten und war 14 Jahre lang seine persönliche Sekretärin, also wahrscheinlich die Frau, die, wenn man von Mitgliedern seiner Familie absieht, die meiste Zeit mit ihm verbracht hat. Trotzdem traue ich mir nicht zu, beurteilen zu können, wie Reagan wirklich ist.

Das sagt nicht nur über mich, das sagt auch über Reagan etwas aus. Ich könnte ihn guten Gewissens als einen besonders gütigen, ausgeglichenen Menschen beschreiben, der einem sogleich die Furcht vor der Distanz nimmt. Aber ich müsste ihn doch gleichzeitig als einen Menschen beschreiben, der nichts und niemanden ganz an sich heranlässt – mit Ausnahme vielleicht seiner Frau.

Ich sage absichtlich «vielleicht», denn auch die Ehe der Reagans ist gegenüber ihren Mitmenschen abgeschlossen, gibt kaum Einblicke frei. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, dass diese beiden Menschen einander aufs tiefste verbunden sind, aber dass sie einander deshalb auch wirklich bis in den letzten Winkel ihrer Seelen kennen, geht daraus noch nicht automatisch hervor ...

Es gibt in den Zeitungen auch immer wieder die Behauptung, dass Reagan allzu stark unter dem Einfluss seiner Frau stünde, ja dass in Wahrheit sie im Weissen Haus regiere. Das ist in dieser Form unrichtig. Der Präsident lässt seine Frau zwar an seinen politischen Überlegungen und Sorgen teilhaben, in politischen Dingen aber würde er seine Frau zumindest nie direkt dreinreden lassen.

Ihren wirklichen Einfluss übt Nancy wohl eher indirekt aus, indem sie ihrem Mann gegenüber ein Urteil über die menschlichen Qualitäten dieses oder jenes Mitstreiters abgibt. Nicht, dass dieses Urteil sogleich imstande wäre, die positive Meinung Reagans über einen Mitarbeiter in eine negative zu verkehren oder umgekehrt, aber in Zweifelsfällen kann es doch den Ausschlag geben. Wenn man eine wichtige Personalentscheidung durchbringen wollte, so war es jedenfalls gut, Nancy auf seiner Seite zu haben – es konnte eher unheilvoll sein, wenn man sie gegen sich hatte.

Jemand, der virtuos auf diesem Instrument zu spielen wusste, war Mike Deaver. Wenn er zum Beispiel jemanden auf dem falschen Posten vermutete, dann war die erste, die er zu überzeugen suchte, Nancy Reagan. Sein Argument: der Betreffende sei schlecht für die Administration, vor allem aber schlecht für ihren Mann. Allein der Umstand, dass Mike Deaver derartige Probleme mit ihr erörterte, liess sie zumeist die Pflicht spüren, nunmehr auch ihr Gewicht in die Waagschale zu werfen. Ihre Waffe, mit der Nancy den vermuteten Interessen ihres Mannes zum Durchbruch verhelfen will, ist die gesellschaftliche Isolierung. Der Betroffene bekommt nur noch die absoluten Muss-Einladungen und wird zu keinem Gespräch mehr aufgefordert. Sobald der Gesellschaftsklatsch vom angeblich bevorstehenden Abstieg eines Reagan-Mitarbeiters Wind bekommt, erhält der gesellschaftliche Abstand automatisch auch politisches Gewicht: indem alle wichtigen Leute wissen, dass ein bestimmter Mitarbeiter in Ungnade gefallen ist, nehmen auch sie ihn nicht mehr ernst, erhoffen sich im Kampf mit ihm eine bessere Chance, erwarten seinen baldigen Sturz – der dann auch fast immer folgt ...

Man muss Nancy Reagan zugute halten, dass sie absolut ehrlich erscheint. Ich glaube nicht, dass sie je denkt, bei einer Verschwörung mitzumachen, nein, sie ist überzeugt, das Beste für ihren Mann und für Amerika zu machen. Denn sie ist der Meinung, dass sie zwar nicht viel von Politik, wohl aber sehr viel mehr von Menschen versteht als ihr Mann: er sei zu gutmütig und erkenne manchmal seine Feinde nicht.

Fazit

(Helene von Damm stieg von der Präsidentensekretärin zur Präsidentenberaterin auf und wurde schliesslich Botschafterin in Wien. Über ihre Karriere hat sie sich selber immer wieder Gedanken gemacht.)

Ich glaube, dass jeder Mensch, der so strukturiert ist wie ich, in Amerika mehr Erfolg hätte als in Österreich, aber ich habe mich immer wieder gefragt, welches die Gründe waren, die mir einen, selbst für amerikanische Verhältnisse, aussergewöhnlichen Erfolg bescherten. Denn auch dort wird natürlich nicht jede Handelsschülerin Sekretärin des Präsidenten. Ich hatte sicher einen enormen Startvorsprung. Ich besass nicht nur die Wertschätzung Ronald Reagans, sondern auch die von einigen seiner wichtigsten Mitarbeiter. Es mochten mich aber auch die meisten anderen so gut wie durchwegs männlichen Mitarbeiter des Weissen Hauses. Das hatte nichts damit zu tun, dass ich besonders attraktiv gewesen wäre, wohl aber vielleicht damit, dass ich den «Old Boys» im Weissen Haus immer das Gefühl gegeben habe, ich sei ihnen als Immigrantin sehr dankbar für die Chancen, die sie mir einräumten. Mit viel Fleiss und ihrer Hilfe würde ich mein Handicap wettmachen. Lange bin ich mir der psychologischen Wirkung meines Verhaltens auf die Männer nicht bewusst gewesen. Aber offenbar war es so, dass mein Aufstieg ihre Dominanz nicht in Frage stellte, sondern eigentlich bestätigte: aus ihren Händen durfte ich meine Karriere entgegennehmen.

(Aus: «Wirf weg die Angst, Helene», von Helene von Damm, Paul Neff Verlag, Wien)

Seit Monaten wurde dieses Buch erwartet, denn seit rund fünf Jahren haben die Herausgeberinnen zusammen mit Historikerinnen aus der ganzen Schweiz mehrere hundert Dokumente, Bilder, Briefe usw. zusammengetragen, in die einzelnen vier Teile thematisch eingegliedert, um «Frauengeschichte(n)», ein Dokumentationsband zur Geschichte der Frauen in der Schweiz, herauszugeben.

Frauengeschichte(n)

Frauen in der Schweiz auf dem Weg durch zwei Jahrhunderte: als Erwerbstätige, in der Familie, in aktiven Frauenorganisationen und Trägerin des Frauseins an sich im Laufe und im Wandel des 19. und 20. Jahrhunderts. Ist es nicht überflüssig, ein solches Buch herauszugeben? Frauen waren schon immer da, nahmen Einfluss und bewirkten vieles, doch sie waren im allgemeinen leise und kommen in der Geschichte vor mit den besonderen Problemen einer Minderheit.

Frauen hatten schwierige Zeiten im Laufe des 19. Jahrhunderts: man warf ihnen Mangel an Eigeninitiative vor und kritisierte ihre Selbständigkeit. Je nach Umständen waren sie das schwache Geschlecht und lebten in Demut – oder man war das Opfer ihrer Herrschsucht.

Die Autorinnen Elisabeth Joris und Heidi Witzig gliedern die Dokumentationen und Bilder nach Themenkreisen und eröffnen jedes dieser Kapitel durch ausführliche, gut lesbare Einleitungen. Sie erschliessen in fundierter und engagierter Art den Zugang zur Welt, in der die Schweizer Frauen lebten.

Familienformen

Unterschiede zwischen Frauen verschiedenen Standes waren in der hierarchischen Ordnung des 18. Jahrhunderts um etliches grösser als die Unterschiede zwischen Mann und Frau derselben Klasse. Das «Ganze Haus», ein Begriff der herrschenden Klasse, bedeutete allein für Hausfrau und Magd Vorschriften in Kleiderfragen und Freizeitaufenthalt, welche weit auseinandergingen. Die Befehls- und Regierungsgewalt des Hausvaters sollte zwar Schutz und Schirm für alle bedeuten, doch hiess sie auch Heiratsverbote, Geldknappheit und absolute Duldsamkeit. In der Schweiz bahnte sich erst mit der zunehmend bedeutenderen Schicht von Beamten und Gelehrten und später durch die Industrieunternehmer eine Veränderung an. War im alten Standesdenken die Erwerbstätigkeit etwas, das tunlichst zu vermeiden war, standen jetzt Fleiss, Pünktlichkeit und Ordnung hoch im Kurs. «Zu Hause muss beginnen, was leuchten soll im Vaterland», hiess es für alle Schichten und unterstützte das neue Staatsbewusstsein. Zwar fand jetzt eine Gleichschaltung aller Frauen durch alle Schichten statt, doch diese Gleichschaltung änderte nichts an der Dominanz des Mannes. Die Frau blieb ohne politische und ökonomische Rechte, stand aber in ihrer Gattinnen-, Hausfrauen- und Mutterfunktion unter dem Bewusstsein, für eine besonders schwere Aufgabe in der Familie wohl aufgehoben zu sein. Mit der zunehmenden Berufstätigkeit der Frauen schlichen sich in dieses Frauen-Familienbild Spannungen und Krisen ein, und die Selbstverständlichkeit auf die Mutter- und Hausfrauenrolle wurde relativiert. «Nur-Hausfrau» verlor an Attraktivität, auch wenn durch das Aufkommen des Staubsaugers und diverser Küchenmaschinen die Hausarbeit verbessert und erleichtert wurde. Mehr freie Zeit stand bei gut organisiertem Haushalt zur Verfügung, und damit kam der Begriff «Teilzeitarbeit» auf. Die Festlegung der Frau auf die Familienrolle mit typisch weiblichem Geschlechtercharakter liess sich nicht mehr halten.

Foto: Limmat-Verlag

Die Autorinnen Elisabeth Joris und Heidi Witzig.

Erwerbstätigkeit

Berufstätig sein war teilweise eine wirtschaftliche Notwendigkeit für die Arbeiterschicht und für die ledigen Frauen. Im gebildeten Bürgertum hingegen galt es teilweise als Weg zur freien Entwicklung der Persönlichkeit. Der Begriff «weibliches Arbeitsvermögen» begrenzte hingegen spezifische Kriterien bei der Erwerbstätigkeit wie z.B. Berufe im hauswirtschaftlichen Bereich, im Textil- und Bekleidungsgewerbe und in Sozial- und Pflegeberufen. Neu entstanden Berufe, wo es vor allem galt, hübsch und weiblich zu sein, so z.B. Hostessenberuf, das Fotomodell oder zum Teil auch die Sekretärin. 1921 wurde in der Schweiz zwar

Pflichtenheft um 1776 für Hausmutter und Hausvater

Dieses Schulbuch erschien im Zusammenhang mit der damals laufenden sehr fortschrittlichen Schulreform in der Stadt Zürich.

Lehrer: Wie wird ein Mann und ein Weib, welche die Besorgung der von ihnen erzeugten Kinder auf sich nehmen, in Absicht auf diese Handlung genennt?

Junge: Eltern; oder Vater und Mutter.

L: Wie wird die Vereinigung eines Mannes und eines Weibes zur Erzeugung und Besorgung der Kinder genennt?

J: Die häusliche Gemeinschaft, oder mit einem Wort ein Haus, eine Familie.

L: Haben in einem Hause Vater und Mutter die gleiche Verrichtung?

J: Nein; sondern, da sie vom Schöpfer mit ungleichen Kräften begabet sind, so sind auch ihre Verrichtungen verschieden.

L: Worinn besteht das Amt eines Mannes und Vaters?

J: Der Mann und Vater, der von dem Schöpfer mehrere Kräfte erhalten, erwirbt das Nöthige zur Nahrung, Kleidung und Bewohnung, er ordnet die Geschäfte des Hauses an, er schreibt einem jeden Gliede desselbigen seine Pflichten vor, und bestrafet die Fehler.

L: Worinn besteht das Amt eines Weibes, und der Mutter?

J: Sie hilft dem Mann und Vater nach ihren geringern Kräften, sie wendet dasjenige, was der Mann erworben, zum Nutze des Hauses an. Sie hilft dem Mann das Beste des Hauses berathen und ausführen. In der zartesten Kindheit ernährt sie die Kinder mit ihrer eigenen Milch, und giebt ihnen nach Anleitung des Mannes die nötige Unterweisung.

Catechetische Anleitung zu den gesellschaftlichen Pflichten, Zürich 1776.

eine Zentralstelle für Frauenberufe geschaffen, doch mit Ausnahme der Lohngleichheit für Lehrerinnen und Lehrer hat sich in der Praxis bis heute der «ungleiche Lohn» für Mann und Frau nicht beträchtlich geändert, und zudem müssen Frauen im allgemeinen immer noch mehr leisten als ihre männlichen Kollegen, um eine bestimmte Position zu erreichen.
Noch bis in die 50er Jahre waren die Heimarbeiterinnen so etwas wie eine Vertriebenenklasse, denn Unregelmässigkeit, Willkür und tiefer Lohn galten als eigentliches Merkmal der Heimarbeit. Die schlimmsten Auswüchse wurden erst 1942 mit dem «Bundesgesetz über Heimarbeit» getilgt. Was früher Stückarbeit an Näh- und Strickmaschine war, ist heute vermehrt Bildschirm- und Telefonheimarbeit.

61% der Ehefrauen sind berufstätig

Neue Arbeitsformen: 61% der Ehefrauen sind berufstätig!
Das Dreiphasenmodell ist von der wirtschaftlichen Entwicklung überrollt worden. Neue Arbeitsformen sind entstanden, die ein «Nebeneinander» von Familie und Erwerbstätigkeit möglich erscheinen lassen.
Die Erwerbsverläufe der Frauen nach der Heirat unterscheiden sich. (...) Die vier Typen sind:
1. Doppelarbeiterinnen: Sie unterbrechen die Erwerbsarbeit nach der Heirat nie (21,5%).
2. Dreiphasenfrauen: Sie verwirklichen das Dreiphasenmodell. Sie unterbrechen ihre Erwerbstätigkeit in der Familiengründungsphase, nehmen diese später, wenn die Belastung durch domestikale Arbeit abnimmt, wieder auf und sind dann bis zum üblichen Rücktrittsalter erwerbstätig (18,5%).
3. Wechslerinnen: Sie weisen keinen geordneten Ablauf der Erwerbsarbeit und Nichterwerbsarbeit auf. Mehrmaliger Wechsel zwischen Erwerbsarbeit und Nichterwerbsarbeit bestimmt ihren Erwerbsverlauf (21%).
4. Familienfrauen: Sie sind nach dem ersten Abbruch der Erwerbsarbeit nie mehr erwerbstätig (39%).
Anna Borkowsky/Katharina Ley/Ursula Streckeisen, Arbeitsbiographien von Frauen, unter besonderer Berücksichtigung von unterbrochenen Erwerbsverläufen und Wiedereinstieg, Bern 1983, Seiten 5 und 6.

Weiblichkeit als Rolle

Die spezifische Weiblichkeit ist immer Zündstoff für Diskussionen über eine eventuelle Norm, die des einen Freud und des andern Leid ist, aber nie frei sein kann von Visionen, die an der real existierenden Frau vorbeischweben. Allein schon die Sexualität musste lange Zeit verdrängt werden, weil die Frau als asexuelles, süsses unschuldiges Geschöpf für den bürgerlichen Mann einen geheimnisvollen Reiz zu haben schien. Es liege in der wahren Natur des Weibes, frigide und sexuell gefühllos zu sein, wurde im 19. Jahrhundert behauptet. Erst im Laufe des 20. Jahrhunderts drängte sich eine Sexualreformbewegung hervor, die zwar vorerst einen rein sachlichen, rein wissenschaftlichen Ton hatte. Erst nach dem 2. Weltkrieg (1948 und 1953 erschienen die Kinsey Reports) wurde die Ehe «erotisiert», d.h. sexuelle Attraktion und Erfüllung auch der Frau galten als höchste Form der «Verschmelzungsbeziehung». Weibliche Frigidität galt von nun an als krankhafte Störung und Versagen, denn im Zentrum stand der Orgasmus, auf den fortan Liebesbezeugung, Leistungsvermögen und Selbstwert fixiert wurden.
Also eine Verschiebung der weiblichen Geschlechtsrolle hin zur Erotik. Eine zusätzliche Voraussetzung für eine «befreite Sexualität» war sicher auch die Antibabypille, wobei zu beachten ist, dass hier wie als Gegenbeispiel ein neuer Sexualzwang gegenüberstand. Innerhalb der Neuen Frauenbewegung wurde darum die Suche nach der eigenen Sexualität aufgenommen, und radikale Feministinnen gingen sogar so weit, dass sie nicht mehr an einer Verbesserung der Beziehung zwischen Mann und Frau interessiert waren, sondern glaubten, Frauen könnten sich eigentlich nur ohne Männer emanzipieren. Doch in diesem Netz blieb die Prostitution hängen, weil niedrige Löhne und wirtschaftliche Krisen berufstätige Frauen der Unterschicht in die Prostitution trieben. Sie waren teilweise als Kellnerinnen auch dazu verpflichtet, nebenbei auf diese Weise den Umsatz der «Wirtschaft» zu fördern.
Dies alles waren und sind teilweise heute noch Normen für die Weiblichkeit, obwohl Themen wie Abtreibung, Fristenlösung, Recht auf Leben bis zur «Gewalt in der Ehe» Marksteine sind zu einer wohl nie endenden Diskussion über das «weibliche Wesen». Auch in den neuesten Abstimmungsdiskussionen über das neue Eherecht erhitzten sich darüber wie eh und je die Gemüter.

Frauenorganisationen

Kleinere Gruppierungen bildeten sich überall, doch kam aus dem Bewusstsein, durch Zusammenschluss vieler kleiner Frauenorganisationen der Frauenfrage mehr Gewicht und Durchsetzungsvermögen zu verleihen, die Entstehung eines Bundes, nämlich des BSF (Bund Schweizerischer Frauenorganisationen), zustande. Der Versuch, auf das im Entstehen begriffene Schweizerische Zivilgesetzbuch Einfluss nehmen zu können, wo es um Fragen zur Gütertrennung, des Vormundschaftsrechts lediger Mütter über ihre Kinder und um eine gerechtere Behandlung der Frauen im Krankenversicherungsgesetz ging, scheiterte zum grossen Teil an den Widerständen der Politiker, aber auch der allzu heterogenen Zusammensetzung dieses Bundes.
Die Arbeiterinnen und die bürgerlichen Frauen konnten ihre Forderungen nicht auf einen gemeinsamen Nenner bringen, und dies war eine Schwachstelle, die ihre Folgen hatte.
Die Arbeiterinnen waren bewundernswert radikal in ihrer klassenkämpferischen Einstellung, während bürgerliche und religiös ausgerichtete Frauenorganisationen vermehrt aus einem patriotischen und helfenden Anliegen heraus aktiv wurden. Kongresse und Gegenkongresse, Neugründungen wie die OFRA und verschiedene engagierte Zeitungen kämpften um Frauenrechte, jedoch nicht immer für dieselbe Frauenpolitik. Mit dem Frauenstimmrecht, dem Gleichberechtigungsartikel und dem neuen Eherecht sind eigentlich die Ziele dieser Organisationen verwirklicht. Bekanntlich sind die Frauen etwa die Hälfte der erwachsenen Bevölkerung. Deshalb ist mit der jetzigen Besetzung in den politischen Gremien, in Behörden und Kommissionen noch etwas einzulösen, bis wir die Verwirklichung des Frauenanspruchs mit gutem Gewissen als gelungen anerkennen können. Frauen sollten auf ihrem Frauenanteil bestehen, denn es geht doch nach dem Erreichten ebenso ernsthaft um die Erhaltung dieses so lange erkämpften Rechts.
Frauen sollten mit ihrer Geschichte Schritt halten. *Ursula Oberholzer*

Frauengeschichte(n)

Dokumente aus zwei Jahrhunderten zur Situation der Frauen in der Schweiz, mit zahlreichen Fotografien und Illustrationen.
Von Elisabeth Joris und Heidi Witzig.
Limmat Verlag, 580 Seiten, Fr. 36.–

Frauen werden in Kommissionen und Behörden gewählt. Sie stehen auf den Listenplätzen für den Kantons-, National- und Regierungsrat. Bei den Wahlen in diesem Frühling hatte manche Frau einen Wahlkampf durchzustehen und trug dadurch zu einem grösseren Frauenanteil im Parlament bei. Nicht alle Kandidatinnen wurden gewählt. Das ist sicher nichts Aussergewöhnliches. Leider hört man selten, wie eine Frau ihre Nichtwahl erlebt und welche Überlegungen sie sich macht, welche Bilanz sie zieht.

Ernüchterung

Seit der Annahme des Frauenstimm- und Wahlrechts haben immer mehr Frauen auf allen Ebenen, bis in die höchsten Ämter, Einzug gehalten. Die Zeichen für mehr Frauen in die Parlamente stehen somit im 1987 – das nicht nur auf nationaler, sondern auch auf kantonalen und lokalen Ebenen ein Wahljahr ist – gut.

– Da ich neben meinem musischen Gemüt auch noch eine politische Ader besitze, lasse ich mich deshalb für eine Kandidatur in den Grossen Rat (Kantonsrat) des Kantons Luzern der Liberalen Partei (FDP) der Stadt Luzern überreden.

«Im 12köpfigen Gremium des Grossen Rates des Amtes Luzern-Stadt habe neben der bisherigen einen Frau noch gut eine zweite Frau Platz, und eben, das Klima sei frauenfreundlicher geworden», hiess es. Indessen, eine Partei mit dem Slogan «Wir Liberalen haben die Frauen gern» will nicht nur zwei Frauen auf der Liste präsentieren, sondern mehrere, und schliesslich sind es fünf (eine davon kandidiert gleichzeitig noch in den Grossen Stadtrat). Ob das gutgeht? Mir kommen erste Zweifel und ich ziehe einen Rückzug meiner Kandidatur in Erwägung, denn mit fünf Frauen – so summiere ich – verringert sich trotz aller «Frauenfreundlichkeit» und «Aufgeschlossenheit» die Chance, dass eine zweite Frau hineinkommt.

– Doch ich bleibe, denn ich will keine Unannehmlichkeiten bereiten, glaube an die Parteisolidarität und stürze mich unvoreingenommen als Neuling in den Wahlkampf. Fülle einerseits viele Papiere zuhanden der Partei aus, mit Angaben über meine bisherigen und heutigen Tätigkeiten – sie sind recht zahlreich und reichen von politischen Aktivitäten in der FDP Schweiz bis Mitgliedschaften in einigen Umweltschutz-, Kultur- und andern Gremien. Studiere anderseits einen Wahltext, in dem ich versuche, meine wichtigsten politischen Anliegen in Übereinstimmung mit der Partei zu formulieren und die «vorgeschriebene» Anzahl Zeilen genau einzuhalten. Es folgen Vorstellungen an wenigen kleinen und einer grossen Nominationsveranstaltung der Partei und mir kommen zum zweitenmal Zweifel, denn die Vorstellung kommt kaum über einen Namensaufruf hinaus.

Ausser meinem Beruf als freie Publizistin und Schriftstellerin die ins «Luzerner Tagblatt» und in den «Staatsbürger» schreibt – ausgerechnet beides Organe, in die ich früher schrieb oder gelegentlich einmal schreibe – und meines Mandates in der UNESCO, die ohnehin kaum jemand kennt ..., nichts.

Ganz anders da mit dem Aufzählen von Chargen beim lieben Alex, dem Heiri, dem Ueli, dem Peter, die zudem beruflich einflussreiche Persönlichkeiten und damit ohnehin für die Politik «prädestiniert» sind. Die andern Kandidatinnen haben, da sie gewisse parteiinterne Ämter einnehmen, wenigstens einen «Lokalpolit-Bekanntheitsbonus». An den wenigen gesteuerten Diskussionen wiederum kann ich meine Anliegen kaum oder überhaupt nicht zur Sprache bringen, geschweige noch vertiefen. Die Zweifel nehmen im Laufe des Wahlkampfes zu, gar noch als ermunternd erklärt wurde, «dass ausser etwa dem Alex, Ueli, Heiri, wir keine Chancen hätten».

Margrit Annen-Ruf (geb. 1934), freie Publizistin, Mitglied der Nationalen UNESCO-Kommission. Autorin folgender Werke: «S'Grosi verzellt», «Von Mensch zu Mensch», «die Äpfel»

Wohlverhalten – schlecht belohnt

Die von den Liberalen Frauen und andern Frauenorganisationen, die sich sehr bemüht hatten, durchgeführten Veranstaltungen bleiben sozusagen «en famille». Mehr oder weniger überall die gleichen Frauen – Männer sind die Ausnahme (meist mein Ehemann als einziger), und insbesondere die Parteispitze glänzt durch Abwesenheit.

Zu irgendwelchen Stellungnahmen, ausser von einer Sendung am Lokalradio Pilatus, keine Möglichkeit, nicht einmal in der der Partei nahestehenden Tageszeitung, abgesehen von Leserbriefen.

Für das Matronatskomitee, das sich zur Unterstützung der Frauen als Frauenlobby bildet, habe ich nicht viel übrig, denn ich bin gegen Extreme. Getreu der Parteidevise und auch aus Überzeugung bin ich für Gemeinsamkeit zwischen Männern und Frauen, und nehme weder an einem vom Komitee organsierten Hexenball noch an einem der drei von ihm durchgeführten und der vom Stadtrat finanzierten Matronats-Apéros teil. Ich gehöre nicht zu jenen bürgerlichen «Weibern», wie es heisst, die sozusagen «Verrat» üben! Gehe brav an Standaktionen, werbe mehr für die Partei, als für mich, und erfahre da so «en passant», wie Männer mit massiver Wahlwerbung bei Kreti und Pleti für sich und oft auch noch für den lieben Alex, den Max, der unbedingt auch in den Rat sollte, die Werbetrommel rühren. So wie mir das Extreme nicht liegt, liegt mir, als mehr introvertiertem Typ und zudem zu weiblicher Bescheidenheit erzogen, diese Art eher aufdringliche und aggressive Werbung nicht, ganz abgesehen von den Finanzen.

Die Kunst- und Kulturgremien, denen ich angehöre, sind ihrerseits ganz apolitisch, respektive auf einem unter anderem von einem liberalen Stadtrat unterschriebenen und in 3000 Exemplaren versandten Werbebrief wird lediglich für den männlichen Mitkandidaten und auch Kulturschaffenden auf der LPL-Liste, einen Musiker und Musikpädagogen, geworben.

Wie dem auch sei! Am Wahltag werden die Ahnungen, die sich immer mehr verdichteten, zur Realität, nämlich, dass wir Frauen im Wahlkampf mehr als Alibifunktionen gedient hatten, reichte es doch keiner zweiten Liberalen Frau in den Stadtrat, in den Grossen Rat, und das trotz Frauensolidarität über alle Parteigrenzen hinweg sowie einem Sitz mehr. Oder andersherum gesagt, Wohlverhalten wurde schlecht belohnt. Der Slogan «Wir Liberalen haben die Frauen gern» hat sich, mit Verlaub sei's gesagt, als blosses Aushängeschild erwiesen.

Margrit Annen-Ruf

In einer Hinsicht unterscheiden sich die Frauen Indiens in keiner Weise von ihren abendländischen Schwestern: Auch sie haben als Künstlerinnen doppelt hart um Anerkennung zu kämpfen. Und auch sie wenden sich oft Techniken zu, die von der zünftigen Kunstkritik stiefmütterlich behandelt werden.

SAROJ – die Textilkünstlerin

Saroj wurde vor etwa 46 Jahren in Rajkot, der grössten im Zentrum von Saurashtra in Gujarat gelegenen Stadt, geboren. Sie wuchs in dem Landstädtchen Nadiad im Kaira-Distrikt von Gujarat auf, welches etwa 50 km von Ahmedabad entfernt liegt. Sie gehört zur Kaste der sozial verachteten und meist ärmlichen Gruppe der Mochi oder: Schuhmacher. Ihr Vater hat selbst Schuhe, Sandalen und Ledersäcke, mit denen früher die Bauern das Wasser zum Bewässern ihrer Felder aus den Brunnen gezogen haben, hergestellt. Saroj hat als Kind ein Jahr lang die Schule besucht und damals die Grundzüge von Lesen und Schreiben gelernt.

Mit 13 Jahren wurde Saroj an einen jungen Mann verheiratet, der beim Telefonamt arbeitete. Weil Saroj damals selber noch nicht erwachsen war, starb ihr erstes Kind kurz nach der Geburt. Sarojs erste Ehe ging nicht gut. Sie wurde nach einigen Jahren von ihrem Schwiegervater gezwungen, sich scheiden zu lassen. Seit 1965 ist Saroj mit Chaturlal, einem Fabrikarbeiter aus Ahmedabad, verheiratet. Sie hat ihm drei Töchter geboren, aber keinen Sohn. Chaturlal war früher bereits dreimal verheiratet und einmal verlobt gewesen. Zwei seiner Frauen haben Selbstmord begangen. Saroj meint, sie werde seit einigen Jahren vom Geist der ersten Frau ihres Mannes verfolgt und geplagt. Der Geist fährt in sie und zwingt sie zu selbstzerstörerischen Handlungen. Saroj erzählt, dass dieses Geistwesen auch Chaturlals zweite Ehefrau umgebracht habe, indem es sie gezwungen habe, sich mit Petroleum zu übergiessen und anzuzünden. Genauso hätte es auch versucht, sie in ihrem eigenen Hause umzubringen. Ihr Gesicht zuckt zusammen, verkrampft sich und zeigt nicht ausgeheilte innere Konflikte, wenn sie aus ihrem Leben erzählt. Sonst wirkt Saroj aber wie eine gesprächige, freundliche, schlichte Handwerkersfrau.

Für Saroj und ihren Mann Chaturlal ist Haku Shah wichtig geworden: Haku Shah (1934 in Valod, Süd-Gujarat geboren) ist ein bekannter indischer figurativer Maler von der Baroda-Schule. Im Nebenberuf ist er Leiter des kleinen Museums für Stammeskulturen im Gujarat Vidyapith in Ahmedabad, ferner Berater für Ausstellungsprojekte am National Institute of Design und zeitweilig Lehrer an der School of Architecture in Ahmedabad. Er hat Forschungen über indische Volkskunst und Handwerkstraditionen durchgeführt, oft in Zusammenarbeit mit meinem Mann, Eberhard Fischer. 1971/73 erhielt er die hohe Auszeichnung einer Nehru Fellowship. Haku Shah unterstützt seit Jahren das Kunstschaffen einfacher Handwerker.

Auf der Suche nach einem Nebenverdienst kam Chaturlal, der Mann von Saroj, 1965 zu Haku Shah. Diesem fiel ein, dass Saroj als Angehörige der Mochi (oder Schuhmacherkaste) Stickereien oder Applikationen anfertigen könnte.

Die indische Textilkünstlerin Saroj hat mit ihren Applikationen vor allem bei Europäern Erfolg.

Die Mochi stellten früher Ledersättel und Schabracken her, die mit Kettenstichmustern verziert waren. Später wechselten sie auf Seidenstoffe über, die sie ebenfalls mit Kettenstichstickereien verzierten: Röcke für die Damen des Landadels, Kutschenvorhänge, Wandbehänge, alle in Seide, mit zierlichen Kettenstichen figürlich bestickt. Saroj war allerdings in Nadiad aufgewachsen, wo die Mochi diese Handarbeiten nicht kennen. Ihre Mutter hat in Rajkot noch Perlenstickereien als Wandschmuck fürs eigene Haus hergestellt, doch Saroj lernte diese Handarbeit nicht. Sie hatte aber schon als kleines Mädchen sehr viel genäht, vor allem Kinderkleider, und wattierte Dekken gesteppt. Des öfteren bekam sie in Rajkot Aufträge übertragen von einem Schneider. Später durfte sie auch seine Maschine verwenden und verdiente so etwas Geld für ihre Familie. Haku Shah dachte, dass Saroj wenn nicht sticken, so vielleicht Applikationsarbeiten herzustellen lernen könnte.

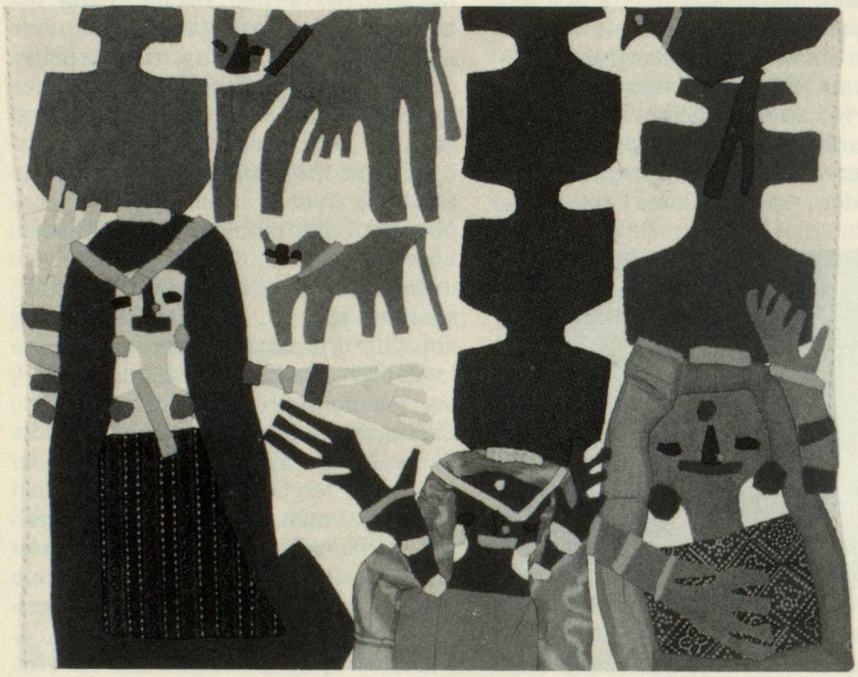
Er hatte Recht. Nach wenigen Tagen erhielt er das erste Stoffbild von Saroj. Er war mit der Arbeit zufrieden und erkannte sofort das grosse Talent dieser Frau.

Saroj achtet Haku Shah als Lehrer und Berater. Haku Shah inspiriert Saroj, indem er ihr immer wieder neue Themen erklärt, die Stoffrestenvorräte seines Quartiers bringt, oft die Grösse des Hintergrundes bestimmt und mit Lob und gelegentlicher Kritik zum Arbeiten anspornt. Er erzählt ihr Geschichten und Legenden, regt ihre Phantasie an, lässt ihr aber alle Freiheit bei der Arbeit, da er ihrer unverkünstelten Kreativität vertraut.

Natürlich wiederholen sich Bildthemen über die Jahre immer wieder; sie variieren aber von Bild zu Bild, da Saroj spontan arbeitet. Bei der Darstellung von Göttern und Themen der Mythologie hält sich Saroj an die traditionellen ikonographischen Vorschriften. Sie begeht kaum je einen Fehler bei der Auswahl der Farben, Attribute oder Tragtiere der Gottheiten. Gerne stellt Saroj Ganescha, den elefantenköpfigen, gelbhäutigen Glücksgott, dar, der Hindernisse beseitigen kann und am Beginn jeder Tätigkeit angerufen werden muss. Beliebt sind auch Krischna-Darstellungen; sie zeigen ihn als Hirten, flötend und umgeben von Kühen, evtl. begleitet von Radha, seiner Geliebten und anderen Hirtenmädchen. Aber auch den zerstörerischen Gott Schiva, die vielarmige Göttin Durga oder die Reichtum verheissende Lakschmi auf der Lotosblüte stellt Saroj immer wieder dar. Aus ihrer früheren Umgebung und aus ihrem eigenen Erfahrungsbereich nimmt Saroj Themen wie Buttern, Melken, Wassertragen, Hochzeithalten usw. Es sind Themen, die in Indien alltäglich sind, für den Stadtinder aber zum Dorfbildklischee gehören. Sie sind üblich in den Volksstickereien ihrer Heimat.

Bereichert wurde Sarojs Themenkreis durch den Auftrag von Haku Shahs Freund Eberhard Fischer, das Thema «Schwangerschaft» in einer Folge von zehn Stoffbildern darzustellen. Mein Mann wollte sehen, wie Saroj etwas Selbsterlebtes (sie war damals gerade schwanger), also etwas noch nicht Literarisiertes bzw. Vorgeprägtes unmittelbar ins Bild umsetzen würde. Das Ergebnis war durch die oft drastisch

erzählende, unbefangene Sehweise Sarojs frappant. Es erwies sich in diesem Fall, dass Zeugnisse echter naiver Kunst durch wissende Anregung und Ermutigung, doch ohne gestalterische Beeinflussung, gefördert werden können, ohne dass eine eigenständige Bildsprache an Spontaneität verliert.
Ohne Zweifel steht Saroj in der Tradition der dörflichen Applikationen von Gujarat. Die ältesten Applikationen des westlichen Indien stammen aus Kathibesitz, der Kaste des feudalen Landadels, die ihre Ländereien von Pächtern bearbeiten lassen und früher als räuberische Soldaten gefürchtet waren. Für ihre Hofhaltung wurden Applikationen vermutlich von lokalen Handwerkern (insbesondere eben von den Mochi) hergestellt. Kathi-Applikationen sind oft in Serien angefertigt worden. Ihre Muster sind lagenweise gleichförmig zugeschnitten, zeigen meist Zirkelschlagmotive, geometrische Blütenformen, selten Gottheiten, Reiter und Tiere. Aufgenäht wurden diese Applikationen auf einen weissen oder blauen handgewobenen Grundstoff. Die Bauern, Hirten und Handwerker haben vermutlich die Sitte der Kathi übernommen, Veranden und Rückwände der Wohnräume mit aneinandergereihten, fast quadratischen Stoffen zu schmücken, und haben für den eigenen Bedarf aus Stoffresten ähnliche dekorative Wandbehänge hergestellt. Am interessantesten sind die Arbeiten der Hirtenfrauen, die in ihren traditionellen Stickereien grössere unifarbene Flächen durch Applikationen ersetzt haben. Bei ihnen kommen auch häufig Figuren, Tiergruppen und einzelne Gottheiten in den Stickerei-Applikationen vor. Vor allem in den letzten Jahrzehnten haben sich die Applikationsarbeiten Saurashtras gegen die echten Stickereien durchzusetzen vermocht, da ihre Flächigkeit, Vielfarbigkeit und Klarheit dem heutigen Geschmack entsprechen.
Auch Sarojs Stoffbilder sind mehrheitlich auf einen weissen Hintergrund aufgenäht. Ebenso entspricht ihre Art, die Stofflecken mit Saumstichen anzunähen, der Tradition. Da Saroj aber jedes Bild neu gestaltet und dabei jedes Motiv einzeln ausschneidet, arbeitet sie sehr viel kreativer, grosszügiger, origineller und einfallsreicher als die Dorffrauen. Ihre Motive sind vielfältig, oft szenisch (gruppenbildend, aufeinanderbezogen, erzählend). Geometrische Muster verwendet sie nur als Umrahmung, selten als Füllsel. Saroj verwendet nie Stickerei. Auch scherenschnittartig durchbrochen zugeschnittene oder mehrfarbig hinterlegte Stoffstücke findet man bei Saroj nicht.



Die Inderin Saroj entwirft originelle Stoffbilder.

Da es in ihrer Heimat aber traditionelle Wandbehänge als Wohnungsschmuck gibt (was in Indien und anderen aussereuropäischen Ländern ja nicht überall der Fall ist), ist es für Saroj etwas Selbstverständliches, Produzentin von Wandbildern zu sein. Rechteckige, quadratische Stoffbilder, Kombinationen gleicher Formate zu grossen Bildblöcken usw. sind ihr vermutlich vertraut von Kind auf.
Haku Shah organisierte 1967 die erste Ausstellung dieser Stoffbilder von Saroj in San Francisco, die sofort ein grosser Erfolg wurde. Ende 1967 verschaffte er ihr die Gelegenheit, zwei Wandbehänge für Aula und Lesesaal im Indian Institute of Management in Ahmedabad (erbaut vom amerikanischen Architekten Louis Kahn) zu schneidern. In Ahmedabad kauft man Sarojs Arbeiten eigentlich nicht. Ihre eigene Gesellschaftsschicht hängt bunte Drucke oder «Hausfleiss» in die Zimmer, der Mittelstand selten etwas Besseres, und für die Reichen ist Saroj nicht etabliert genug. Helena Perheentupa, Leiterin der Textilabteilung des National Instituts of Design, hat spontan und vor vielen Jahren die Qualitäten von Sarojs Bildern erkannt und eine grössere Sammlung angelegt. Es sind vor allem Europäer, die die Arbeiten von Saroj gerne haben und kaufen. Die von Haku Shah gemachten Ausstellungen der Stoffbilder in San Francisco waren Sarojs erster Erfolg. Danach hat sie in Bombay in der Galerie Chenould mehrmals ausgestellt. Allerdings behält Haku Shah die schönsten und originellsten Bilder für sich und seine Freunde.
Saroj selbst ist stolz, dass sie mit ihren Bildern Geld verdient und dadurch ihren Lebensstandard erhöhen konnte. Als Haku Shah sie ins Indian Institut of Management mitnahm, um ihr die eigenen Wandbilder zu zeigen, äusserte sie sich später wie folgt: «Hier auf meiner Veranda habe ich genäht. Wie gross waren die Bahnen! Fast so gross wie ein Sari. Ich konnte sie in meiner Veranda nicht ausbreiten. Und wie alles fertig war, hat mich Haku Shah mitgenommen und mir ein grosses Wandbild gezeigt, und ich habe ihn gefragt, wer die Farben so schön ausgefüllt habe. Ich habe selber nicht erkannt, wer alle die Figuren so schön gemacht hat!»
Sarojs Nachbarn und Verwandte bewundern die Applikationsarbeiten von Saroj; wohl aber nur, weil sie Saroj kennen und selber so etwas nicht herstellen könnten. Sonst ziehen aber alle moderne Drucke scheusslicher kitschiger Kalender vor. Da Sarojs Werke in der Regel Leuten aus ihrer eigenen Gesellschaftsgruppe nicht zugänglich sind, bleibt deren Meinung eine Vermutung.
Dennoch ist Saroj durch die Applikationsarbeiten in ihren eigenen Umgebung zu einer recht angesehenen Frau geworden. Sie verdient mehr oder weniger regelmässig Geld, mit dem sie und ihr Mann sich ein kleines Reihenhaus leisten können. Ihre Nachbarn und Leute aus ihrer Kaste kommen gerne bei ihr vorbei, da sie dort immer neue Sachen sehen und hören. Saroj erzählt und kommentiert gerne die Themen ihrer Bilder.
Beim Arbeiten sitzt Saroj mit unterge-

schlagenen Beinen auf einer Matte am Boden. Verschiedene Stoffe, teils bei Schneidern gesammelte Textilabfälle, teils von Haku Shah gekaufte Meterware, farbige Garne, zwei Nähnadeln und eine Schere hat sie neben sich auf dem Boden. Das Werkstück liegt auf ihrem Schoss, und sie hebt jeweils die Stelle hoch, an der sie arbeitet. Obwohl der Grundstoff meist verkrumpelt vor ihr liegt, scheint sie doch immer die ganze Komposition im Kopf zu haben und kann Detail an Detail fügen, so dass sich am Schluss ein geschlossenes Bild von kräftigem Aufbau ergibt.

Sarojs Arbeitsweise ist einfach und spontan. Ohne Vorlage und ohne Vorzeichnung schneidet sie die Formen aus Stoff einzeln zu und näht sie mit Saumstichen auf den Grundstoff. Beim Annähen wird das geschnittene Motiv durch das Umbiegen des Saumes ein wenig kleiner und erhält die definitiven Züge. Sie legt jede ausgeschnittene Form auf den Stoffgrund, presst den Saum mit dem Daumen fest und näht ihn sofort auf. Selten stellt sie eine ganze Figur auf einmal fertig. Meist unterbricht sie die Arbeit, wechselt zu einem anderen Motiv oder schneidet etwas Neues aus. Sie fügt ein Motiv ans andere und arbeitet willkürlich und schnell; deshalb wirken ihre Bilder ungezwungen und grosszügig. Die einzelnen Formen sind gestrafft, auf Wesentliches reduziert. Man findet aber für dieselben Motive (wie Hände, Kühe, Kamele usw.) immer wieder die gleichen Grundformen, die sich voneinander nur durch Zufälligkeiten beim Schneiden oder Umsäumen unterscheiden.

Für die Herstellung eines einzelnen Werkes von etwa 60 cm auf 80 cm braucht Saroj heutzutage etwa sechs Stunden. Aber in der Regel arbeitet sie nicht so konsequent und ohne Unterbrechung an einem Stück. Haushalt, Kinder, Nachbarn lenken sie ab. Die Arbeit verteilt sich auf mehrere Tage.

Sarojs Stoffrestevorräte begrenzen in gewisser Weise ihre bildnerischen Möglichkeiten. Sie verfügt über einen Haufen verschiedenfarbiger Uni-Textilien und nur einige wenige vielfarbige bedruckte Stoffe. Da sie alle ihre Figuren – Menschen, Tiere und Götter – aus verschiedenen kleinen Farbstücken zusammensetzt, wirken ihre Stoffbilder zum Schluss sehr lebendig und bunt.

Auch wenn Saroj keine bewusst und kritisch schaffende Künstlerin ist, so gibt sie dennoch jedem Bild ein Thema, das eine besondere, oft menschliche – wenn auch nicht sozialkritische – Aussage besitzt. In kurzer Zeit hatte Saroj einen eigenen, unverwechselbaren Stil gefunden, der ihre Kreation ist und weder kindlich noch typisch für eine bestimmte Volkskunsttradition, wenn er auch von derjenigen ihrer Vorfahren von Saurashtra abgeleitet werden kann. Natürlich hat sie viele der modernen religiösen Drucke gesehen – aber diese haben sie so wenig wie die klassischen Miniaturen oder die zeitgenössische moderne Malerei Indiens direkt beeinflusst.

Barbara Fischer

RECHT

Im neuen Erbrecht ändern sich im wesentlichen nur die Erbansprüche des Ehegatten in Konkurrenz mit Verwandten des Erblassers. Ist kein Ehegatte als Miterbe vorhanden, bleiben die Erbansprüche der Verwandten unverändert.

Wer erbt wieviel?

Die *gesetzlichen Erbquoten* gelten, wenn der Erblasser keine Verfügung von Todes wegen (Testament oder Erbvertrag) errichtet. Der Erblasser kann in einer *Verfügung von Todes wegen* eine Regelung treffen, die von den gesetzlichen Erbquoten abweicht. Er darf aber die *Pflichtteile* bestimmter Erben nicht schmälern. Der Pflichtteil ist die unentziehbare Quote des gesetzlichen Erbanspruchs und bleibt dem Ehegatten, den Nachkommen und den Eltern des Erblassers vorbehalten. Der Rest der Erbschaft, der nach Abzug der Pflichtteile übrig bleibt, wird als *verfügbare Quote* bezeichnet und kann vom Erblasser nach seinem Gutdünken verteilt werden.

Der überlebende Ehegatte erhält *neben Nachkommen* die Hälfte dieses Erbanspruches, also ein Viertel der Erbschaft. Der gesetzliche Erbanspruch der Kinder umfasst dementsprechend die andere Hälfte des Nachlasses. Ihr Pflichtteil beträgt weiterhin ¾ dieses Anspruches (⅜ des Nachlasses).

Sind keine Nachkommen vorhanden, erben *neben dem überlebenden Ehegatten die Eltern* bzw. deren Nachkommen. Der Erbteil des überlebenden Ehegatten in Konkurrenz mit den Eltern des Erblassers beträgt ¾ des Nachlasses, derjenige der Eltern entsprechend ¼. Pflichtteilgeschützt ist die Hälfte des Erbanspruches der Eltern wie auch des Ehegatten (Eltern: ⅛; Ehegatte: ⅜ des Nachlasses).

Sind keine Erben des elterlichen Stammes mehr vorhanden, erhält der *Ehegatte* die ganze Erbschaft. Die Grosseltern des Erblassers sind nur dann erbberechtigt, wenn dieser zum Zeitpunkt seines Todes unverheiratet, geschieden oder verwitwet ist. Der Pflichtteil des Ehegatten als *Alleinerbe* beträgt die Hälfte des gesetzlichen Erbanteils, also die Hälfte des Nachlasses.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die für den Erblasser frei verfügbaren Quoten und die gesetzlichen Erbquoten des überlebenden Ehegatten ganz allgemein erhöht werden, während sich die gesetzlichen Erbquoten der neben dem Ehegatten erbberechtigten Verwandten entsprechend verringern. Die Pflichtteilberechtigung des Ehegatten bleibt gleich oder wird grösser, diejenige der Verwandten als Miterben wird kleiner.

Das Recht des Ehegatten, neben Nachkommen zwischen der Nutzniessung an der Hälfte oder dem Eigentum an einem Viertel der Erbschaft zu wählen, wie auch das Nutzniessungsrecht der Urgrosseltern entfallen im neuen Recht.

Das alte Erbrecht, das einen Pflichtteilschutz der Geschwister vorsieht vorbehältlich abweichender kantonaler Regelungen, den Pflichtteilschutz auf die Nachkommen der Geschwister auszudehnen oder ganz aufzuheben, ist in dieser Hinsicht uneinheitlich und hat insbesondere im interkantonalen Verhältnis erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Da zudem nach heutiger Rechtsanschauung die Verfügungsfreiheit des Erblassers der verwandtschaftlichen Bindung zu Geschwistern vorgeht, enthält das neue Recht keinen Pflichtteilschutz der Geschwister mehr.

Aus «Das neue Erb- und Eherecht» Schweizerischer Bankverein.

«Die Macht eines Blumenstrausses ist nicht zu unterschätzen», sagte Somerset Maugham, «bei Blumen empfinde ich den Eindruck einer grossen Einheit, die mich zu hellem Jubel entzückt», Ferdinand Hodler, und «In ein Haus mit Blumen kommt das Glück», heisst ein japanisches Sprichwort.

Mit Blumen Freude bereiten

Mit Blumen andern Menschen eine Freude bereiten, ist eine Sitte. Bereits im Altertum wurde auch die Kunst des Blumenbindens gepflegt, aus der sich der Beruf der Floristin entwickelt hat. Wie der Namen für Pflanzenwelt und Flor für Blumenfülle sowie auch Blütezeit leitet sich auch die Berufsbezeichnung Floristin von Flora, der sabinischen Frühlingsgöttin der Blumen ab.

Die Pflege von Blumen und Pflanzen und das Anfertigen floristischer Erzeugnisse wie das fachgerechte Zusammenstellen von Sträussen, Stecken von Gebinden, Dekorieren von Räumen und Tischen, Binden von Kränzen, Gestalten von Grab- und anderm Schmuck stehen im Zentrum der Tätigkeit der (des) Floristin (-en).

Das reichhaltige Angebot an Blumen und Pflanzen einerseits in Kombination mit den verschiedensten Materialien und Zubehören wie Kerzen, Bändern, Trockenfrüchten anderseits lässt dabei der Phantasie einen fast unbegrenzten Spielraum.

Wer sich zur (zum) Floristin (-en) ausbilden lassen möchte, muss primär neben der Freude an Blumen und Pflanzen über handwerkliche und künstlerische Begabung eine rasche Auffassung, Beherrschung der Orthographie, kaufmännisches Geschick sowie Kontaktfreude – Kunden bedienen und beraten – verfügen. Eine weitere Voraussetzung ist zudem physische Belastbarkeit.

Da die meisten Arbeiten stehend und in vorwiegend kühlen Räumen ausgeführt werden, werden vor allem die Beine und Füsse und, bei der Verarbeitung von Blumen und Pflanzen, die Hände stark beansprucht.

Leute die zu Allergien, Rheuma- und Nierenleiden neigen, ein Fuss- oder Beinleiden haben, sind für den Floristenberuf deshalb wenig geeignet.

Dauer der Lehre: drei Jahre

Als schulische Vorbildung werden drei Jahre Sekundarschule (Kanton Zürich) oder eine in andern Kantonen entsprechende Schulbildung verlangt.

Ein Zusatzjahr, etwa Handelsschule, eine Fortbildungsklasse, auch ein Haushaltlehrjahr oder ein Sprachaufenthalt – Fremdsprachenkenntnisse sind sehr erwünscht – ist, sowohl wegen der grossen Nachfrage wie auch wegen grösserer menschlicher Reife, von Vorteil.

Frau Marianne Killer-Herzog arrangiert einen Blumenstrauss.

Die Floristenlehre dauert drei Jahre und die Zusatzlehre für gelernte Gärtnerinnen und Gärtner der Branche Schnittblumenkulturen und Topfpflanzen zwei Jahre. Ausbildung und Lehrabschlussprüfung erfolgen nach dem Reglement des Biga (Bundesamt für Industrie, Gewerbe und Arbeit) sowie nach den Richtlinien des Schweizerischen Floristenverbandes (SFV).

Im Lehrbetrieb wird die Lehrkraft mit der Anwendung fachlicher Sprachausdrücke, mit Blumen- und Pflanzennamen, den Ansprüchen und der Pflege von Blumen und Pflanzen, Unfallverhütungsmassnahmen, den Grundregeln der Gestaltung und den Techniken floristischer Erzeugnisse, der Verkaufstechnik im Laden sowie andern Berufskenntnissen vertraut.

Die praktischen Arbeiten reichen im ersten Lehrjahr von Ordnen und Nachfüllen von Materialvorräten, dem Instandstellen von Geschäftsräumen und Werkzeugen, der Mithilfe bei Blumentransporten bis zur Ausführung einfacher Sträusse, Vasenfüllungen und Arrangements. Zu den Arbeiten im zweiten Lehrjahr gehören etwa das Bepflanzen und Ausgarnieren von Gefässen, das Anfertigen von Kränzen, Advents- und Weihnachtsarrangements und das Ausführen einfacherer und anspruchsvollerer Sträusse und Dekors sowie Bedienen der Kundschaft und einfache Preisberechnungen jeweiliger Arbeiten. Im dritten Lehrjahr führt der Lehrling von der Anfertigung anspruchsvoller Kränze, dem Stecken wertvoller Gefässe, über das Zusammenstellen wertvoller Sträusse, das selbständige Gestalten der Schaufenster und die Bedienung der Kundschaft bis zur selbständigen Vermittlung von Aufträgen und Berechnungen der Verkaufspreise floristischer Arbeiten sämtliche Arbeiten aus.

Die praktische Ausbildung wird durch den Unterricht – ein Tag pro Woche – an einer Berufs- oder Gewerbeschule, etwa in Luzern, Basel, Zürich oder einer anderen Region, ergänzt.

Sie beinhaltet sowohl berufskundliche Fächer wie Pflanzenkenntnisse und Botanik, Farben- und Formenlehre einschliesslich Zeichnen, Skizzieren und stilisiertes Darstellen von Ideen und fachlichen Werkstoffen wie auch allgemeinbildende Fächer, wie etwa Staats- und Wirtschaftskunde sowie Deutsch, Turnen, Sport.

Wer die von den Kantonen durchgeführte in den Fächern praktische Arbeiten, Berufskenntnisse und Allgemeinbildung unterteilte Prüfung bestanden hat, erhält den eidgenössischen Fähigkeitsausweis und ist berechtigt, die gesetzlich geschützte Berufsbezeichnung «Gelernte Floristin/ Gelernter Florist» zu führen.

Fort- und Weiterbildung zur 1. Floristin

Der Beruf der Floristin ist vielseitig, anspruchsvoll und sowohl vom Blumen- und Pflanzenangebot wie auch von den grenzüberschreitenden Aufträgen her international.

Nach dem Lehrabschluss sind deshalb Aufenthalte und das Sammeln von Berufserfahrungen nicht nur in Blumengeschäften des In-, sondern auch des Auslandes wertvoll.

Seit 1983 führt der Schweizerische Floristenverband als Ergänzung zur neu konzipierten Meisterprüfung – für die Deutschschweiz, die Westschweiz und das Tessin – separat Kurse für die Ausbildung zur 1. Floristin durch.

Die Kurse, die sich über vier Jahre erstrecken, umfassen die Grundkurse I und II, fünf Fachkurse zu den Themen Strauss, Gefässfüllung und Raumdekoration, Trauerfloristik, Advents- und Weihnachtsbinderei und Braut-

binderei sowie einen Verkaufskurs.
Zu den Kursen, die drei bis vier Tage – Verkaufskurs zwei Tage – dauern, sind mindestens neun und maximal 16 Teilnehmer zugelassen.
Wenn mehr Anmeldungen vorhanden sind, entscheidet die Anzahl der Berufsjahre über die Zulassung. Anschliessend an die Prüfung, die jedes Jahr in einer andern Region der Schweiz durchgeführt wird, werden die Prüfungsarbeiten öffentlich ausgestellt. Die Gesamtkosten für die Kurse, die zu Lasten der Kursteilnehmer gehen, belaufen sich inklusive Verpflegung und Unterkunft auf rund Fr. 5000.–. Die Kosten für die Prüfung betragen exklusive Unterkunft und Verpflegung rund Fr. 800.–, zu denen die Kosten des mitzubringenden Materials (etwa Fr. 420.–) hinzukommen.
Zahlungserleichterungen, etwa Zahlen der Kurskosten in Raten, sind möglich, ebenso kann beim SFV schriftlich um Anträge für Stipendien nachgesucht werden. Nach bestandener höherer Fachprüfung erhält die Absolventin resp. der Absolvent den Fachausweis und die Berechtigung zum Führen des Titels «Florist mit eidg. Fachausweis».

Qualifizierte Fachkräfte gefragt

Laut einer Statistik sollen doppelt so viele Frauen wie Männer eimal pro Woche und viermal mehr Frauen als Männer mehrere Male in der Woche Blumen kaufen. Auch im Floristenberuf, der zwar für beide Geschlechter geeignet ist, sind mehrheitlich Frauen tätig. Die männlichen Arbeitskräfte, über deren Anteil es keine genauen Angaben gibt, stammen entweder aus einem elterlichen Betrieb, einer Gärtnerei oder einem Blumengeschäft, oder es sind künstlerisch begabte, sehr sensible Typen.
Während einerseits der Floristenberuf bei jungen Leuten begehrt ist, ist der Wechsel nach der Lehre in eine andere Tätigkeit eher höher als in andern Berufen, da die Wirklichkeit vielfach anders ist als die Vorstellung, den die Jugendlichen von ihm haben.
Abgesehen davon, dass die Verarbeitung von Blumen und Pflanzen die Hände stark in Mitleidenschaft zieht, ist vor allem vor Festtagen eine längere Präsenzzeit oft unumgänglich. Zudem muss am Samstag gearbeitet werden – der überdies vielfach der strengste Arbeitstag ist.
Ein Blick hinter die Kulissen macht übrigens deutlich, dass weniger die Blumen, Pflanzen und Zubehöre, sondern vielmehr der Zeitaufwand und die handwerkliche Arbeit den Preis, etwa eines reizvollen Biedermeierstrausses, eines aparten Brautbuketts, eines kunstvoll gesteckten Körbchens, ausmachen.
Ausser in Blumengeschäften oder Blumenboutiquen gibt es Arbeitsmöglichkeiten etwa in Hotels, in Blumen-Engros-Betrieben oder auch bei der Fleurop-Interflora, und ausserdem besteht die Möglichkeit zur Teilzeitarbeit.
Der Schweizerische Floristenverband führt auch stets Fort- und Weiterbildungskurse aller Art durch, denn zum einen entwickelt sich der Beruf ständig weiter, und zum andern sind vor allem qualifizierte Fachkräfte gefragt.

Berufliches Können – berufliche Befriedigung

Dass eine stete Weiterbildung wichtig ist, bestätigt auch Frau Marianne Killer-Herzog, die in Ebikon (LU) zwei Blumengeschäfte führt.
Frau Killer-Herzog, deren Eltern eine Gärtnerei betreiben, die heute von ihrem Mann geleitet wird, arbeitete nach der Lehre als Floristin in verschiedenen Blumengeschäften des In- und Auslandes. In Ergänzung zur praktischen Tätigkeit bildete sie sich auch in Kursen ständig weiter, und vor zehn Jahren absolvierte sie die Meisterprüfung.
Der früher von ihren Eltern neben der Gärtnerei geführte Villars-Laden, in dem auch eine kleine Blumenecke eingerichtet war, wurde von Frau Killer-Herzog zu einem heute modernen Blumenladen mit einem reichhaltigen Angebot an Schnittblumen, Topf- und Grünpflanzen sowie floristischen Erzeugnissen aller Art, das vielfältigen Ansprüchen gerecht wird, aufgebaut.
Auch das zweite Blumengeschäft, das sich in einer neuen Ladenstrasse in der Nähe befindet, zeugt von Können, Geschmack und Liebe zum Beruf.
Die familiären Verhältnisse – Gärtnerei, die berufliche Ergänzung ihres Mannes, die Mithilfe ihrer Eltern im Betrieb – begünstigen nicht nur die Berufsausübung der 40jährigen Frau und Mutter eines 7jährigen Knaben, sondern ermöglichen neben der Führung der beiden Geschäfte noch andere berufsbezogene Aktivitäten. So war Frau Marianne Killer-Herzog während einiger Jahre im Vorstand des Schweiz. Floristenverbandes, Sektion Innerschweiz, tätig, und heute noch ist sie Prüfungsexpertin.
In Kursen und anhand von Literatur erweitert und vertieft sie ausserdem stets sowohl die fachlichen wie auch psychologischen Kenntnisse. Letzteres ist für die Ausbildung von Lehrtöchtern, aber auch in bezug auf die Kundenbetreuung und -bedienung von Vorteil, denn abgesehen von Farben- und Formensinn komme dem Einfühlungsvermögen im Floristenberuf grosse Bedeutung zu. Ein Brautbukett etwa muss zu Stoff, Schnitt und Art eines Kleides passen, und es müsse die Braut schmücken, ihre Persönlichkeit betonen, sie jedoch nicht überbetonen beziehungsweise überladen.
Ein besonderes Einfühlungsvermögen brauche es auch dort, wo Blumen anstelle von Worten Trost spenden und Anteilnahme ausdrücken müssten.
Neben privaten Aufträgen führt Frau Marianne Killer-Herzog auch grössere Aufträge, etwa Saaldekorationen für Firmen- und andere Anlässe durch.
Für naturverbundene Menschen, die sich schöpferisch betätigen möchten, den Umgang mit Menschen schätzen und denen nicht der pünktliche Feierabend das Wichtigste sei, bietet der Beruf der Floristin grosse Befriedigung.

Margrit Annen-Ruf

Verdienstmöglichkeiten

Eine Lehrkraft erhält im ersten Lehrjahr im Monat Fr. 300.–, im zweiten Lehrjahr Fr. 450.– und im dritten Lehrjahr Fr. 600.–. Bei der Zusatzlehre beträgt der Lohn im ersten Lehrjahr Fr. 700.– und im zweiten Lehrjahr Fr. 800.–. Für qualifizierte und männliche Fachkräfte mit einigen Jahren Berufserfahrung empfiehlt der SFV Fr. 2500.– (laut Biga betrug 1985 der durchschnittliche Monatsverdienst eines Floristen Fr. 2766.– und von Floristinnen Fr. 2283.–).

«Der Florist/le fleuriste»

«der Florist/le fleuriste» ist das Fachorgan des Schweizerischen Floristenverbandes und der Fleurop-Interflora, Landesabteilung Schweiz. Es informiert über beruflich und fachlich Wissenswertes aus dem In- und Ausland.

Interflora Inc.

Die 1946 von der Fleurop, British Group (früher British Unit) und F.T.D. America (Florist's Telegraph Delivery Association) gegründete Interflora Inc. zählt heute mehr als 51000 Mitglieder in über 130 Ländern. Pro Tag werden zwischen 115000 und 116000 Aufträge ausgeführt, wobei der Durchschnittspreis eines Auftrages bei rund 42 Fleurin liegt. Der Fleurin ist die auf dem Schweizer Franken basierende internationale Abrechnungswährung.

In einer Vitrine im Heim der Künstlerin stehen zwei winzige Figurinen, Grossmutter und Enkel. Im zarten Kindesalter hat Charlotte Germann-Jahn sie modelliert, kaum daumenbeerengrosse Protagonisten einer kindlich heilen Welt, seit 1929 gehütetes Erstlingswerk.

Hand, Auge und Ohr am Herzschlag von Steinen und Zeiten

Bipolare Urkräfte, wie das Fliessende und das Feste, Wasser und Stein zum Beispiel, haben Frau Germann-Jahn seit Kindheit fasziniert, und in den Spiel- und Spannungsräumen des Gegensätzlichen findet sie Motivation für ihre Arbeiten. Das grosse Herz aus Granit, das beim Eingang zum Haus auf der Forch dem Besucher sozusagen stürmisch entgegenschlägt, wirkt wie aus hohem Wellengang herausgemeisselt, schwingt, einem Rettungsanker gleich, von links nach rechts, weit aus. Denn stets hat die Künstlerin den Fühlfinger am Herzschlag der Zeiten – in Paris fordern die Studenten «la fantaisie au pouvoir», in Zürich klirren die Scherben zu Haufen und Charlotte Germann-Jahn fühlt das Beben auch im privaten Leben, als sie das steinerne Herz – als Geschenk ihrem Mann zugedacht – 1968 fertigstellt, das sich dann alsbald zahlreiche Interessenten gleichzeitig herzlich gerne einverleiben möchten.

Man spürt den guten Geist im Haus (Architekt Peter Germann hat es – mit luftigem Atelier für seine Frau – gebaut), in dem neben vielen Freunden und Gästen von nah und fern auch die Naturgeister aus den hügeligen Landen ringsum gerne ein und aus gehen. Baumgeister etwa, eine Wahlverwandtschaft, zu der die Künstlerin sich innig bekennt, denn die Bäume gleich im Garten und nahen Wald sind es, die sie inspirieren und ihr für ihre expressiven Baumskulpturen und Baumzeichnungen in helldunkler Tuschtechnik geduldig Modell stehen.

Charlotte Germann-Jahn ist in Zofingen, in unmittelbarer Nähe des Friedhofes, zur Welt gekommen, auf dem denn auch seit 1956 ihr monumentaler Engel mit Harfe Seelenwache hält – Geburtsorte und Environments, in denen man lebt, können sehr wohl als seelisch-geistige Kräftefelder die Persönlichkeit mitprägen; hier hat die Umgebung sehr früh ein religiöses Empfinden erweckt, das sich später oft ins künstlerische Werk umsetzte.

Auch eine völlig andere Gegend sollte das junge Gemüt mannigfaltig formen – jene des Zürichsees, wo Charlotte direkt am Wasser, in einer roten, romantisch-südländischen Villa, mit Vater und Mutter einen grossen Teil ihrer Jugendzeit erlebte. Dort erträumte sie sich fantastische Reisen über viel grössere Wasser, die allerdings erst viel später als Studienreisen in ferne Kontinente in Erfüllung gingen und Mut zu etlichen sehr grossformatigen Skulpturen bringen sollten. Doch einstweilen galt es, sich gegen Hindernisse durchzusetzen, denn die Eltern waren vorerst von einer Künstlerkarriere für das begabte Mädchen nicht zu begeistern, und behindernd sollte fast zeitlebens die fragile Gesundheit bleiben. Doch diese zierliche Frau, die ausser ihren künstlerischen Qualitäten auch bemerkenswerte menschliche auszeichnen, kämpfte zäh und unentwegt, schaffte das Studium, gründete eine Familie und zog neben ihren zwei Kindern auch eine Pflegetochter gross.

Foto: Peter Meloni, Zürich

Charlotte Germann-Jahn, Bildhauerin, 1921 in Zofingen geboren, lebt und arbeitet auf der Forch.

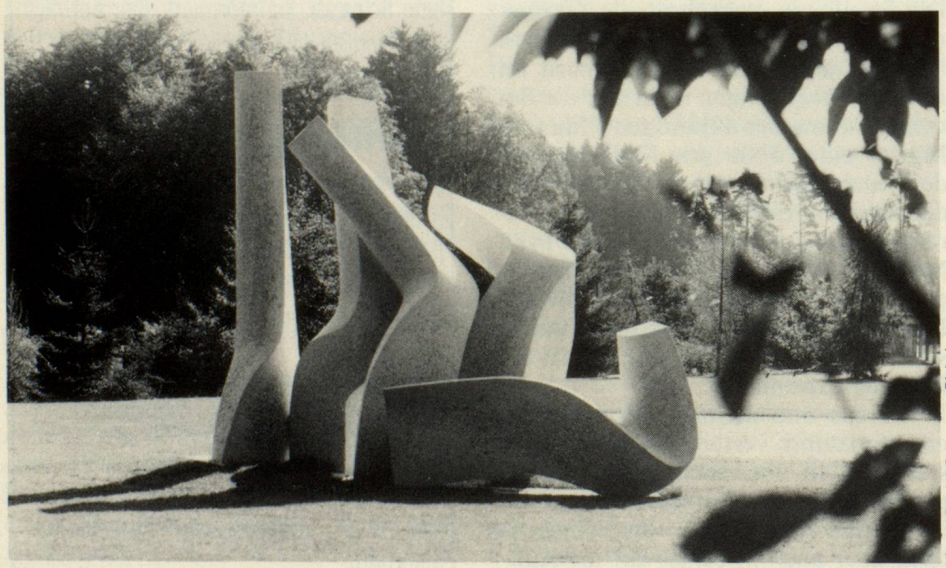


Foto: Daniel Germann, Bichelsee

Werden und Vergehen. 1976/77. Cristallinamarmor. Ausloten von Dimensionen.

Auflösung statischer Formen

Ab 1943 arbeitete Charlotte als Gehilfin bei verschiedenen Bildhauern, auch bei Karl Geiser, der sie mit seiner kompromisslosen Hingabe an die Bildhauerei nachhaltig beeindruckte. Noch während des Zweiten Weltkrieges mietete die junge Frau im damals dörflichen Schwamendingen einen Pferdestall und machte daraus ihre erste Werkstatt. Hier entstanden die frühen Arbeiten, naturalistische Porträts, Figuren und Figurengruppen, figürliche Periode von rund 25 Jahren. Oft waren es biblische Gestalten, wie «Petrus mit dem Hahn», «Maria und Martha», aber auch soziale Themen, wie «Emigranten» und «Waschfrau», die sie fast architektural strukturiert und kolossal ausdrucksstark darstellt. Dabei ist ihr Handwerk sensibel und fein – durchschimmernd modelliert das Leintuch den Leib der Waschfrau, weht hin zum Kind, während die Emigranten wie versteinert neben ihren schweren Schicksalskoffern stehen.

Die Entwicklung zum Abstrakten spiegelt die Veränderungen gesellschaftlicher, kultureller und ethischer Wertvorstellungen. So entsteht Ende der sechziger Jahre als zeitgemässes Schlüsselwerk «Jakobs Kampf», an-

schauliche Darstellung einer Spaltung und Krisensituation; hier ringt der Mensch im Clinch mit seinem dunklen Schatten, sein Engel ward ihm zum Dämon – doch deuten zwei sakrale Trägersäulen als standfestes Basiselement bereits die auswegweisende Thematik der Portale an, welche die Bildhauerin ab 1980 als neue, bedeutende Werkreihe beschäftigen wird.
Stets hat die Künstlerin den Fühlfinger am Herzschlag der Natur, und aus dem Registrieren feinster Regungen erwachsen ihre Skulpturen wie natürlich bewegte Fühlkörper aus Marmor, Bronze, Gestein, Aluminium und sogar aus geschliffenem Beton. Bewegt moduliert sind denn auch die Torsi, die zwischen 1968 bis 1974 entstehen; sie bilden Konstellationen von jeweils zwei oder drei Partnern, die miteinander kommunizieren. Trinkbrunnen nehmen menschliche Silhouetten mit entsprechender Gestik an, etwa jener einer wasserspendenden Madonna, und grosszügige Brunnen- und Teichanlagen, aus wenigen Formelementen gefügt, betten sich mit glänzenden Wasserspiegeln und weichen Steinwellen wie Landschaften in die Landschaft ein.

Einkörperungen zu Zeitlosem

Stets hat die Künstlerin den Fühlfinger am Herzschlag der Steine, und im ewigen Rhythmus dieses mächtigen Pulsierens lässt sie, einer Schamanin gleich, ihre alles Überflüssigen entkleideten Stellen mit den schönen Marmorkörpern in schlanken Bewegungen die Dimensionen von Werden und Vergehen ausloten. In ihnen lassen sich auch schon die spirituellen Vorboten zu den Portalen erkennen, in denen sich essentielle Erfahrungen und Wandlungen, von der Analyse bis zur Synthese, formvollendend kristallisieren. Auf einem Rondell stehen, drehen und wenden sich zwei Portalkörper als ein Portalpaar, das in stumm beredter Mimik seine vielgestaltigen Beziehungen austrägt, von zärtlich bergend, erotisch belebend, musikalisch anklingend, bis hart abweisend, schrill angreifend, tief verwundend. Es sind Einkörperungen von Erleben und Erleiden, bis zum erlösenden Einswerden, zeitlose Symbolik der sakralen Portale. Diese Portale signalisieren Passagen; weisen Wege zu Wandlungen; bedeuten Evokation des Unsichtbaren; bringen königliche Einladung zum Überschreiten von Schwellen; öffnen Türen zu Geheimnissen und Tore zu anderen Wirklichkeiten.
Charlotte Germann-Jahn konnte viele und grosse Erfolge buchen – ihre Liste von auf öffentlichem Raum aufgestellten Kunstwerken ist unter den Schweizer Bildhauern der Gegenwart eine der längsten. Zahlreiche Skulpturen stehen in der Stadt und im Kanton Zürich (und auch in anderen Kantonen) in Kirchen, Schulhäusern, Alterssiedlungen, Friedhöfen und auf öffentlichen Plätzen. Immer wieder hat sich die Künstlerin an Wettbewerben beteiligt und 19 erste Preise und Auszeichnungen, darunter die der Eidgenössischen Kunstkommission und der Stadt Florenz, gewonnen. *Katja Trüb*

Vom 5. Juni bis zum 5. Juli findet in der Galerie Altgass in Hegnau ZH eine Ausstellung mit Werken von Charlotte Germann-Jahn statt.

REISEN/FERIEN

Nahe den Gestaden des Lago Maggiore mit seinen internationalen Ferienzentren liegt das Verzascatal, ein typisches, echtes Tessiner Bergtal. An sonniger Lage, in einem reizvoll gelegenen Dörfchen wohnen wünschen sich viele. Dass es möglich ist, wenigstens für einen Ferienaufenthalt, ist die Folge der Sanierung einer vom Zerfall bedrohten Siedlung.

Im Tal der hundert Seitentäler

Obwohl es dank modernen Verkehrsmitteln eine wachsende Anziehungskraft auf Touristen ausübt, hat das auch als das «steinige Herz des Tessins» oder «Tal der hundert Seitentäler» bezeichnete Tal seine Ursprünglichkeit weitgehend bewahrt.
Abgesehen vom Vogornosee, einem Speichersee mit einer gewaltigen, 220 Meter hohen Staumauer – einer der höchsten Staudämme Europas –, blieb es bis heute von landschaftsfremden baulichen Eingriffen verschont.
Von dem 6 km östlich von Locarno gelegenen Ort Gordola steigt die 1866–71 erbaute, 25 km lange Strasse in steilen Kehren, mit immer wieder schönen Rückblicken auf die Magadinoebene, durch üppige, stark zersiedelte Rebhänge zur Krone der Staumauer. Sodann windet sie sich dem Ostufer des Stausees und den Ufern der in ihrem von Gletschereis und Wasserkraft abwechslungsreich geformten, steinigen Bett fliessenden Verzasca entlang nach Sonogno, dem auf über 900 Meter hoch gelegenen obersten Talort. Zwei Bergketten mit zackigen Bergkämmen und steilen, mit Kastanienwäldern bedeckten Hängen umschliessen das sich nach hinten weitende Tal.
Reizvolle Akzente in die wilde, alpine Landschaft setzen die verstreut liegenden Tessiner Dörfer und Weiler mit ihren schmalen, dicht aneinandergedrängten, typischen Einraumhäusern, mit den Steinplattenbedachungen und den windschiefen, hölzernen Terrassen.
Die grauen Mauern sind oft mit Reben überwuchert und mit bemerkenswerten Malereien geschmückt.

Handgesponne Wolle und Gemeindebackofen

Von besonderem Reiz ist das über dem obern See-Ende gelegene Dörfchen Corippo (563 m ü. M.) mit seinen engen, winkligen Gässchen.
Der früher wichtigste Ort des Tales für die Hanfbearbeitung gilt als eines der besterhaltenen Tessiner Dörfer und steht deshalb als Siedlung von nationaler Bedeutung unter Denkmalschutz (mit Zufahrt). Entweder mit dem Auto via Orselina oder in einer zweistündigen Wanderung von Corippo aus kann Mergoscia, das geometrische Zentrum des Kantons Tessin und bis zu Beginn unseres Jahrhunderts eines der abgeschiedensten Tessiner Dörfer, erreicht werden.
Auffallendstes Bauwerk in Brione Verzasca, dem Hauptort des Tales, ist das in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts erbaute Castello Marcacci.
Die um 1294 gegründete und verschiedentlich, zuletzt 1840 umgebaute Pfarrkirche Santa Maria Assunta enthält einige zum Teil fragmentarisch erhaltene hochgotische Fresken, die der

Tradition der Giotto-Schule zuzuschreiben sind. In der ältesten, im 17. Jahrhundert völlig umgestalteten Kirche San Bartolomeo, die im gleichnamigen zu Vogorno gehörenden Weiler steht, sind noch einige romanische Fresken, die an den mittelalterlichen Bau erinnern, zu sehen.
In Sonogno ist der im Zentrum des Dorfes stehende Gemeindebackofen noch in Betrieb.

Zu den am meisten fotografierten Motiven im Verzascatal gehört die Brücke mit den beiden Steinbögen.

In der «Casa della lana» wird Wolle verarbeitet und gesponnen und im Heimatwerkladen der «Pro Verzasca», neben andern kunsthandwerklichen Gegenständen wie Töpfereien und Keramik, verkauft. Die kleine, aber sehenswerte Sammlung von volkskundlichem Material und historischen Dokumenten im «Museo di Val Verzasca» gibt einen Einblick in Leben, Sitten und Tradition von Tal und Bewohnern (geöffnet von Juli bis September). In Lavertezzo, Ausgangspunkt für verschiedene Wanderungen und Touren, steht die einzige Kirche des Tales im Barockstil. Hinter Lavertezzo spannt sich zudem die imposante, im Mittelalter erbaute, irrtümlicherweise als «Römerbrücke» bezeichnete doppelbögige «Ponte di Salti» über die Verzasca.
Die einzigartige Flussstrecke mit ihrem bizarren Felsgebilde in diesem Gebiet zählt zu den besonderen Naturschönheiten des Tessins.

Eldorado für Wanderer

Die zur Weite der Magadinoebene kontrastierende Enge des Tales, umringt von teilweise über 2000 Meter hohen Bergspitzen und Pässen, ist ein Eldorado für Wanderfreudige. Die herrlichen Kastanienwälder, die Ufer der Verzasca und die Umgebung der Dörfer und Weiler sind geeignet für kleinere Wanderungen und Spaziergänge.
Die alpinen Seitentäler, etwa das Efratal mit seinem idyllischen, gleichnamigen Bergsee, das Quelltal der Verzasca, oder das Tal Vogornesso, die Pässe, die in benachbarte Täler führen, und die Berggipfel, etwa der Pizzo di Vogorno oder der Pizzo di Cramosino, bieten zahlreiche Möglichkeiten für mehrstündige, anspruchsvolle Wanderungen und Bergtouren.
Die Verzasca, deren klare, blaugrün schimmernde Wässer auch im Hochsommer kaum über 13 Grad steigen, laden zum Sonnen und Fischen und für Unentwegte zum Baden und Tauchen ein.
Eine breite Palette von Sport aller Art, über Kultur bis zu Unterhaltung findet der Feriengast zudem im nahen Locarno (8 km) und Ascona (11 km), aber auch in Gordola, Tenero und andern Orten in der Ebene.

Wohnen im Rustico

Neben einigen Pensionen bietet das reizvoll gelegene Dörfchen «Rustici della Verzasca» Unterkunft. Die kleine, als Folge von Abwanderung vom Zerfall bedrohte Siedlung Berzona, mit prächtigem Blick über das Tal wurde saniert und zu einem originellen Feriendörfchen für etwa 70 Personen umgebaut.
Ohne Veränderung des herkömmlichen Dorfbildes und des Äussern der Häuser wurden die 14 Rustici unter Ausnutzung der bestehenden Räumlichkeiten mit modernem Komfort wie Bad, Dusche, elektrische Küche oder Kochnische, elektrische Heizung, Cheminée und die Zimmer mit Spannteppichen ausgestattet.
Die Rustici sind zudem stilgerecht und rustikal, jedes wieder anders möbliert. Das Wohnen in den traditionellen Tessiner Einraumhäuschen – ein Zimmer pro Stockwerk – ist allerdings mit dem Inkaufnehmen einiger Unannehmlichkeiten wie schmale, steile Treppen, enge Schlafzimmer und vor allem niedere Decken verbunden. In den Rustici, die nicht mit Nummern, sondern mit Blumennamen wie Begonia (Begonie), Gelsomina (Jasmin), Edera (Efeu) bezeichnet sind, haben je nachdem vier bis fünf Personen Platz. Für Einzelpersonen und Paare beziehungsweise zwei und drei Personen stehen überdies einige Studios und Appartements zur Verfügung.
Zum Dorf gehören ferner ein geschmackvoll ausgestatteter Aufenthaltsraum mit Bibliothek und TV, mit schönem Ausblick über den See, eine Sauna mit Solarium sowie ein Fitnessraum, ein Pingpong und ein mobiler Swimmingpool.

Auch für Alleinstehende

Im Feriendörfchen fühlen sich Familien, aber auch Alleinstehende, und zwar auch Frauen, Individualisten und Kontaktfreudige oder -suchende wohl, denn je nach Lust und Laune hat ein Feriengast die Möglichkeit zum Alleinsein, aber auch zu ungezwungenem Beisammensein.
Vor allem im Grotto und auf den von Reben überwachsenen Terrassen, wo das Morgen- und Abendessen eingenommen werden kann – vom Gastwirt selbst lecker zubereitete Tessiner Spezialitäten –, lassen sich Kontakte knüpfen.
Jeden Samstagabend wird vom Dorfbetreuer – Wirtepaar – den neuangekommenen Gästen ein Glas Merlot zur Begrüssung offeriert, und gemeinsam durchgeführte Aktivitäten, etwa ein Risottoessen, ergeben sich spontan, unprogrammiert, und die Teilnahme ist stets freiwillig.
Für kleinere Kinder, ältere Personen und vor allem stark Gehbehinderte ist das steile Dorf weniger günstig.
Da die originalgetreue Instandsetzung der Häuser kostspielig war, ist die Miete eines Rusticos allgemein nicht ganz billig, wobei sie je nach Grösse und Saison variiert. *Margrit Annen-Ruf*

Parkplätze, neben der Hinweistafel einzige nicht störende Fremdelemente, sind vorhanden. Mehrmals täglich verkehrt ein Postautokurs von Locarno nach Sonogno mit Halt in Berzona (nahe Feriendorf). Einkaufsmöglichkeiten in Gordola oder am Migroswagen (etwa zweimal wöchentlich).
Nähere Auskünfte: Rustici della Verzasca, Seefeldstrasse 88, 8008 Zürich (Tel. 01/691180) oder Rustici della Verzasca, 6611 Vogorno-Berzona (Tel. 093/671281).

KURSE

Grundkurs Personal Computer

Dieser Kurs wendet sich in erster Linie an Führungskräfte und Selbständigerwerbende. Die Teilnehmerinnen kennen nach dem Seminar die Handhabung des PC, dessen Peripheriegeräte und Zubehör. Sie werden zudem mit den Möglichkeiten und den Funktionen des PCs als Einplatz-System und als Teil eines Netzwerkes oder als Terminal, das an einen zentralen Rechner angeschlossen ist, vertraut gemacht. Sie bekommen eine Übersicht über die Einsatzmöglichkeiten von Standard-Software-Programmen in verschiedenen Anwendungsbereichen für IBM- oder IBM-kompatible Personal Computer.
Ort: Institut für angewandte Informationswissenschaften, Basel
Zeit: 2.–4. Juli 1987
Auskunft: 061/339300

Aus der Mitte zur Mitte

Tài chi – Körpermeditation. Zentrierung, Grundhaltung. Fünf Elemente.
Leitung: Hans Kost, Gossau und Reinhard Schläpfer
Ort: Evang. Tagungszentrum Schloss Wartensee, 9400 Rorschacherberg
Zeit: 27./28. Juni 1987
Auskunft: Tel. 071/424646

FERIEN

Sommerferien im Palazzo

in Agra bei Lugano.
Ferienwoche für Mütter, Väter und Kinder:

- sich erholen und ausruhen
- mit anderen Spiel und Spass erleben
- basteln, Theater spielen, zeichnen

Leitung: Erika und Jürg Kielholz, Hanny und Mario Rizzato, Eva und Peter Hody
Ort: Ferienzentrum Palazzo, 6927 Agra bei Lugano
Zeit: 5.–11. Juli 1987
Kosten: Vollpension inkl. Kurskosten, Erwachsene, Kinder – je nach Zimmerwunsch – Fr. 510.– resp. Fr. 240.–
Auskunft: Boldern, Tel. 01/922 11 71

Alleinerziehende mit Kindern

Diese Ferienwoche bietet alleinerziehenden Müttern und Vätern mit Kindern im Vor- und Primarschulalter neben Basteln, Schwimmen, Wandern Erholung und Gelegenheit zu interessanten Gesprächen.
Ort: Ferienhaus Mümliswil/SO, Jura
Zeit: 11.–17. Juli 1987
Kosten: Fr. 290.– für Erwachsene, Fr. 100.– für Kinder
Auskunft: Coop Frauenbund, Zentralsekretariat, Postfach 2550, 4002 Basel, Tel. 061/20 71 72

Feuer, Wasser, Luft und Erde

Das Programm wird dem Wetter und den eigenen Bedürfnissen angepasst:

- Körperübungen
- Anleitung zum sinnlichen Erfahren
- freies Malen (Gruppen und einzeln)
- an ein bis zwei Tagen wandern
- experimentieren mit Tönen, Klängen, Geräuschen

Daneben ist Zeit zum Ausruhen, Auftanken und Aufatmen.
Leitung: Gina Schibler, Studienleiterin Boldern, Margret Letzel-Stirnimann, Psychologin und Religionspädagogin
Ort: Rasa im Centovalli TI
Zeit: 29. August bis 5. September 1987
Auskunft: Boldern, Evang. Tagungs- und Studienzentrum, 8708 Männedorf, Tel. 01/922 11 71
(Teilnehmerzahl max. 18)

Töpfern – Meditationen – Gärtnern

Eine fröhliche Ferienwoche für Erwachsene und Kinder (Kinderprogramm).
Ort: Haus der Stille und Besinnung, 8626 Kappel a. A.
Zeit: 3.–8. August 1987
Auskunft: Tel. 01/764 12 11

SEMINARE

«Ruth» – Der Weg einer Frau in der Bibel

Bild- und Textmeditationen
Leitung: Maria Hafner, Malerin, Zug, und Pfr. Werner Frei, Kappel a. A.
Ort: Haus der Stille und Besinnung, 8926 Kappel a. A.
Zeit: 14.–16. August 1987
Auskunft: Tel. 01/764 12 11

Überzeugend reden

Sich ausdrücken – sich verständlich machen: Dieses Seminar bietet eine solide Einführung in die Grundlagen der Redetechnik, ermöglicht das Erkennen Ihrer Pluspunkte und Schwachstellen in Situationen, wo es auf überzeugendes Reden ankommt. Die praktischen Redeübungen werden mit dem Videogerät aufgezeichnet und anschliessend in der Gruppe besprochen.
Ort: Hotel Krone, Schaffhauserstr. 1, 8006 Zürich
Zeit: Montag, 17. und 24. August 1987, 9.15 bis ca. 17 Uhr
Kosten: Fr. 380.–
Auskunft: MRS-Institut, Witikonerstr. 105, 8032 Zürich, Tel. 01/537 77 79

AUSSTELLUNGEN

Bern – im Kornhaus Schweizer Keramik

14. Biennale der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Keramiker und Keramikerinnen.
Ort: Kornhaus, Zeughausgasse 2, Bern
Zeit: 14. Juli bis 9. August 1987, geöffnet Di bis So 10–12 und 14–17 Uhr, Donnerstagabend 19–20 Uhr.

Zürich – Galerie Maya Behn

«Textilkünstler/innen der 13. internationalen Biennale Lausanne»
Ort: Galerie Maya Behn, Neumarkt 24, Zürich
Zeit: Juni/Juli 1987, geöffnet Dienstag bis Freitag von 13–18.30, Samstag 11–16 Uhr

TAGUNGEN

Geschiedene und getrenntlebende Frauen und Männer

Wochenendtagung mit Prof. Dr. Dietmar Mieth, Tübingen (gemeinsam mit dem Katholischen Eheseminar Zürich)
Ort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Zeit: 12./13. Sept. 1987
Auskunft: Tel. 01/533400

Frauen-Studienwoche über feministische Ethik

Mit Dorette Gasser, Carmen Jud, Brigit Keller, Ina Praetorius, Heidrun Richter, Barbara Seiler, Jacqueline Sonego-Moser, Monika Stokker.
Ort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Zeit: 12.–17. Juli 1987
Auskunft: Tel. 01/533400

Spät habe ich gelernt, gerne Frau zu sein

Eine feministische Autobiographie (Kreuz-Verlag) mit Marga Bührig.
Ort: Paulus-Akademie, Carl-Spitteler-Strasse 38, 8053 Zürich
Zeit: Mittwoch, 9. September 1987, 20 Uhr
Auskunft: Tel. 01/533400

3. Management-Symposium für Frauen

Globale Wechselwirkungen Erfahrungstransfers und Workshops
Referentinnen aus wichtigen Industrienationen werden über Formen der wirtschaftlichen und politischen Zusammenarbeit aus der Praxis berichten.
Ort: Hotel Atlantis Sheraton, Zürich
Zeit: 12.–15. Sept. 1987
Kosten: Ganzes Symposium: Fr. 1500.–, Nachwuchskräfte: Spezialpreis Fr. 500.–
Auskünfte: Tel. 01/555155

Namensstreit im Zivilstandsamt

Als sich Doris Riedmüller, 29, und Markus Csulits, 31, am letzten Februarfreitag endlich das Jawort gegeben hatten, atmete der Standesbeamte erleichtert auf. Das Ulmer Brautpaar hatte dem an reibungslose Trauungszeremonien gewöhnten Staatsdiener einiges zugemutet. «Wir können uns nicht auf einen gemeinsamen Familiennamen einigen», sagte der Bräutigam schon, als er das Aufgebot bestellte. «Wir wollen ihn deshalb während des Trauungsaktes mit dem Würfel ausknobeln». Der Standesbeamte lehnte entsetzt ab.

Nach langem Hin und Her einigte man sich auf einen Kompromiss: Das Paar würfelte am Hochzeitstag zu Hause und gab das Ergebnis pünktlich eine Stunde vor der Vermählung ans Standesamt durch. Das Schicksal begünstigte die Braut – und so wurde «Riedmüller» als Familienname ins Personenstandsregister eingetragen. Der frischgebackene Ehemann darf sich nun Csulits-Riedmüller nennen.

Zufrieden sind die beiden mit dieser «Notlösung» nicht. Weil sie das im Paragraphen 1355 des Bürgerlichen Gesetzbuches festgelegte deutsche Namensrecht als «eine vom Staat verordnete Zwangsmassnahme» empfinden, liessen sie den entnervten Beamten noch einen Zusatz in die Trauakten aufnehmen: «Unserer Ansicht nach ist diese Vorschrift wegen Verletzung des verfassungsrechtlich geschützten Persönlichkeitsrechts verfassungswidrig.» Unser erklärter Wille ist es, dass auch nach der Eheschliessung jeder seinen bisherigen Geburtsnamen behält». Mit dieser Ansicht wollen die beiden Jungvermählten notfalls durch alle Gerichtsinstanzen gehen.

Sie sind nicht die einzigen. Immer mehr Paare wehren sich gegen ein Namensrecht, das, so der Tübinger Amtsrichter Udo Hochschild, «hierzulande seit Jahrhunderten wie ein Naturgesetz behandelt wird». Doch während seine Amtskollegen solche Klagen bislang gnadenlos abschmettern, legte Hochschild gleich drei Fälle dem Karlsruher Bundesverfassungsgericht zur Entscheidung vor. Noch in diesem Jahr wollen die Verfassungsrichter klären, ob das geltende Namensrecht mit unserem Grundgesetz vereinbar ist.

(Aus dem «Stern»)

Lernen und Heiraten in China

Die Entwicklung der Warenwirtschaft hat den Horizont der Frauen in den Dörfern erweitert. Früher wurden sie oft als prüde, abhängig vom Mann und ungebildet angesehen. Jetzt sind sie aber darum bemüht, sich selbst wichtig zu nehmen und ihre Stellung zu stärken.

Die stetige Entwicklung der ländlichen Wirtschaft hat die Frauen vor eine ernste Herausforderung gestellt. Sie akzeptieren die Tatsache, dass Wissenschaft und Kultur den Produktionswert steigern und eine Erhöhung der Arbeitseffizienz bringen können, und nehmen aktiv an der Fortbildung teil.

1985 nahmen allein in den Dörfern der Provinz Hebei mehr als 4,5 Millionen Frauen an Kursen für Allgemeinbildung oder für Agrartechniken sowie an anderen fachlichen bzw. technischen Ausbildungskursen teil. In der Provinz Shanxi waren von den 3000 Teilnehmern an den Kursen des Radioinstituts 40 Prozent Frauen.

Im Kreis Yanqing, Vorort Beijings, gab es seit 1984 vier Schneiderkurse, in denen über 800 Schneiderinnen ausgebildet wurden. 70 Prozent davon haben nach der Absolvierung des Kurses eine Privatschneiderei geöffnet, während die übrigen von kreis- und gemeindeeigenen Konfektionsbetrieben aufgenommen wurden. Ihre Dienstleistungen haben das Leben ihrer Mitbürger erleichtert.

Selbständige Eheschliessung. Die Auffassung der Menschen über die Ehe ändert sich entsprechend ihrer veränderten Wirtschaftslage. Auf dem Lande räumen heute die Mädchen bei der Wahl ihres Partners dem Bildungsstand und den Fähigkeiten den Vorrang ein. Umgekehrt wird ein gebildetes Mädchen, vorzugsweise mit Matura, von den Jungen sehr geschätzt.

Zur gleichen Zeit ist die Forderung der Jugendlichen nach einer selbständigen Eheentscheidung immer stärker. In einigen Berggegenden, in denen früher die Kinderehe (unter Kindern zwischen 8 und 15 Jahren) sehr populär war, fordern immer mehr junge Leute, die von ihren Eltern bestimmten Verlobungen aufzulösen.

Einige Verkaufsförderinnen, die durch Dienstreisen ihre Kenntnisse erweitert haben, sind mit ihrer ursprünglich von ihren Eltern bestimmten Ehe nicht zufrieden. Sie berufen sich auf das Ehegesetz und verlangen eine Gerichtsverhandlung. 70 Prozent der Scheidungsanträge, die zurzeit von den Gerichten auf verschiedenen Ebenen berarbeitet werden, sind von Frauen eingereicht worden. Dies drückt in gewissem Grad den Widerstand der Frauen gegen die Grundsätze der feudalen Ethik und die herkömmlichen Sitten und Bräuche aus.

(Aus der «Beijing-Rundschau»)

Eidgenössische Kommission für Frauenfragen

Die Präsidentin der Kommission für Frauenfragen (Konsultativorgan des Bundesrates), Dr. iur. Lili Nabholz-Haidegger, stellte fest, dass in den letzten Jahren ein massiver Bewusstseinswandel stattgefunden hat. Die Frauen melden mehr Ansprüche an; doch befinden sie sich in der Zwischenphase des «nicht mehr und noch nicht». Das heisst: Frauen sind nicht mehr offensichtlich diskriminiert, aber sie sind noch nicht gleichberechtigt. Immer mehr sehen Frauen wie die Männer die Berufsarbeit als wichtig an. Dadurch wird das traditionelle Rollenmuster in Frage gestellt; ihre Familienpflichten und die zunehmende Berufstätigkeit verbinden die Frauen mit Teilzeitarbeit. Auch im Bildungssektor konnten Fortschritte erzielt werden; die Bildungsdefizite der Frauen haben sich abgebaut.

Positives für Schweizer Frauen

Frau Dr. Lili Nabholz-Haidegger nannte Faktoren, die für die Gleichberechtigung entscheidende Wirkungen in unserem Land erbracht haben:

- Das Schweizervolk hat mit einer Neufassung des Gleichheitsartikels in der Bundesverfassung die Gleichberechtigung der Geschlechter bekräftigt.
- Das neue Eherecht, ab 1. Januar 1988 in Kraft, wird der Gleichberechtigung Rechnung tragen.
- Mit dem Rechtsetzungsprogramm versucht der Bundesrat, in der Gesetzgebung noch bestehende Ungleichheiten möglichst bald auszumerzen.

Wie Familie und Beruf für Frauen kombinieren?

Als Vizepräsidentin der Kommission wies Gabrielle Nanchen auf die geschlechtsspezifische Aufteilung der Rollen hin, wie sie noch heute besteht. Doch die Arbeit verliert an etlichem Wert in unserer Gesellschaft, die Arbeitslosigkeit nimmt zu. Was tun, wenn alle Frauen arbeiten möchten?

Dazu empfahl Gabrielle Nanchen, die Arbeit so aufzuteilen, dass jede(r) davon bekommt, die/der sie benötigt. Die Mädchen sollten auch bei ihrer Berufswahl und späteren Ausbildung zu Tätigkeiten zugelassen werden, die heute als typische «Männerberufe» gelten. Andere Werte als bloss Arbeit, Kampf um Vorteile im beruflichen Weiterkommen sind zudem nötig. Die Welt brauche, so meinte Gabrielle Nanchen, eine weibliche Dimension der Solidarität und der Harmonie.

Männer und Familienarbeit
Den Bericht der Kommission für Frauenfragen verfasste Christoph Reichenau. Er kritisierte an der Pressekonferenz, dass Männer wenig Arbeitszeit opfern, um Familienarbeit auf sich zu nehmen. Bei den Männern ist bisher nicht viel geschehen, sie verharren in ihrer traditionellen Rolle, während die Frauen ihre Rolle erweitern. Drei Möglichkeiten nannte er, um eine Familie zu betreuen, in der beide Ehepartner berufstätig sind.

- Kinder können zeitweise ausser Hauses betreut werden.
- Eine Drittperson aus der Verwandtschaft oder aus der Nachbarschaft arbeitet in der Familie.
- Nicht nur die Mutter, sondern auch der Vater ist zeitweise zu Hause und übernimmt Familienarbeit.

Eine Lösung mit einem solchen rollensymmetrischen Verhalten wäre wünschenswert. Was man braucht, ist nicht nur eine Frauenförderung, sondern eine Männerförderung. Die Emanzipation der Männer in Richtung Familienarbeit sei dringend nötig. «Feierabend- und Sonntagsväter sind Rabenväter», meinte Christoph Reichenau.

Stabsstelle und Gleichstellungsbüros
Nach der Rechtsetzungsdebatte im Nationalrat möchte die Kommission für Frauenfragen weiterarbeiten: Für die Chancengleichheit zwischen Mann und Frau ist eine Gleichbehandlung im Recht nötig für die gesellschaftliche Gleichheit. Die Sekretärin der Kommission, Frau Dr. iur. Claudia Kaufmann, forderte auf Bundesebene eine Stabsstelle für Gleichberechtigung, um alle bundespolitischen Vorkommnisse zu begleiten und zu koordinieren, welche die Gleichheit zwischen Mann und Frau betreffen. Auf kantonaler und kommunaler Ebene könnten Gleichstellungsbüros funktionieren.

Paul I. Vogel
(Aus skz/edc)

SP-Frauenforderungen zur 10. AHV-Revision

Die Frauen der Sozialdemokratischen Partei der Schweiz (SPS) kamen in Bern zu einer zentralen Frauenkonferenz zusammen, an der Frauenaspekte der bevorstehenden 10. AHV-Revision diskutiert wurden. In einer Resolution forderten die SP-Frauen den Bundesrat und die eidgenössischen Räte auf, sich bei ihren Entscheiden zur AHV-Revision von den Prinzipien der Gleichberechtigung der Geschlechter und der Solidarität zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen leiten zu lassen.

Im Zentrum der Kritik der SP-Frauen stand die Tatsache, dass Männer und Frauen bei der AHV noch immer ungleich versichert werden. Heute basiere die AHV immer noch auf einer «gesellschaftspolitischen Vision, die es so je länger, je weniger gibt», sagte SP-Zentralsekretärin *Eva Ecoffey*. Ein Mann erwerbe eine eigenständige Altersvorsorge, unabhängig vom Zivilstand, wohingegen die Frauen jeweils unterschiedlich behandelt würden, wenn sie ledig, verheiratet, geschieden oder verwitwet seien. Ziel müsse deshalb eine *zivilstandsunabhängig* aufgebaute Altersversorung für Frauen und Männer sein.
Zu erreichen sei dies durch das *Splitting*, führte VPOD-Präsidentin *Christiane Brunner* aus. Für Alleinstehende würde sich dabei nichts ändern: bei Verheirateten würden die Einkommen zusammengezählt und je die Hälfte würde den AHV-Konten der Partner gutgeschrieben. Dadurch ergäben sich eigenständige AHV-Ansprüche jedes Partners. Weil die Finanzierung des Lebensunterhalts für Alleinstehende etwas teurer sei als für Ehepaare, die in einem gemeinsamen Haushalt leben, sollten gemäss den Vorstellungen der SP-Frauen zwei verschiedene Rentenskalen angewendet werden. Während der Jahre, die ein Elternteil nicht erwerbstätig sein kann, weil er Kinder erzieht, sollten ihm «Erziehungsjahre» gutgeschrieben werden.
Nicht einverstanden erklärten sich die SP-Frauen mit allen Vorschlägen für eine Erhöhung des Rentenalters der Frauen. Sie schlagen im Gegensatz dazu eine schrittweise *Senkung des AHV-Alters* für Männer auf 62 Jahre vor. Weil all diese Forderungen Geld kosten, haben sich die SP-Frauen auch «entschieden gegen den Grundsatz der *Kostenneutralität* gewandt. Die Kosten der Altersversicherung hätten sich an den Bedürfnissen der Bevölkerung zu orientieren und nicht umgekehrt.
Insgesamt würden die Änderung der Rentenskala und die Herabsetzung des AHV-Alters für Männer rund *1,6 Lohnprozente* oder etwa 2,4 Milliarden Franken kosten, die Einsparungen durch das Splitting beliefen sich auf 500 bis 600 Millionen Franken. Bei diesen Zahlen stützten sich die Referentinnen auf Berechnungen des Bundesamtes für Sozialversicherung. Als eine mögliche Finanzierungsquelle stellen sich die SP-Frauen eine Berechnung des Arbeitgeberbeitrages nach der *Kapitalintensität* des Betriebes vor. Damit würden die Gewinne kapitalintensiver Firmen stärker besteuert als die arbeitsintensiver Betriebe. *(Aus «NZZ»)*

Gedicht

Aufsteigendes Gewitter

Lautlos und gewaltig
verändern sich des Himmels
Länder.
Inselchen aus Weiss
ziehen rasch und wohlgeordnet
wie ein Entenzug
zwischen ungeheuren
Wolkenbergen,
Gletscher des Himalaja
und aufgeworfene Haufen
Schnee
wachsen blendend aufeinander
zu –
dann wird mit einemmal
von unsichtbarer Hand
ein dunkler Voileschleier
vorgeschoben
und schon nach kurzem Kampf
verlöscht das Licht,
von Finsternis und Blitzen
überrollt.

Heidi Keller

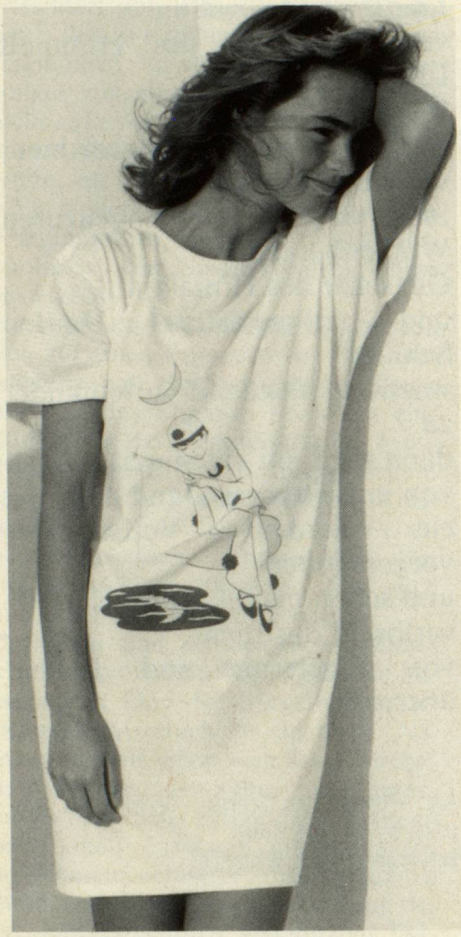
Aus: «Primeln statt Schnee», Gedichte mit Holzschnitten von Heinz Keller.
Sonnenberg-Presse, Winterthur.

Freundliche Töne

Vor einigen Jahre abonnierte ich das «Schweizer Frauenblatt». Es gefiel mir nicht besonders, aber es war von Frauen redigiert, und weil ich mich für Frauenfragen interessiere, fand ich, ich sollte die Zeitschrift weiter abonnieren. Die Redaktorinnen wechselten. Gab es wohl einen Kampf hinter den Kulissen? Wurde versucht, die Zeitschrift lebendiger und abwechslungsreicher zu gestalten? Waren die Persönlichkeiten, die das bewerkstelligen sollten, noch nicht gefunden worden?
Jetzt ist das Ziel erreicht. Ich freue mich auf jede Nummer. Durch das ausdrucksvolle Titelbild wird man auf den Inhalt der Zeitschrift neugierig gemacht und nicht enttäuscht.
Ich finde Inhalt und Gestaltung ausgezeichnet. Zum jetzigen Niveau des «Schweizer Frauenblattes» gratuliere ich Ihnen.

Ferien bedeutet für viele Frauen nicht nur Abschied vom gewohnten Büro- und Haushalt-Trott, sondern auch Abschied vom korrekten Tailleur und dem braven Chemisier-Look. In den Ferien darf man.

Ferienmode



Frühstück auf der Terrasse

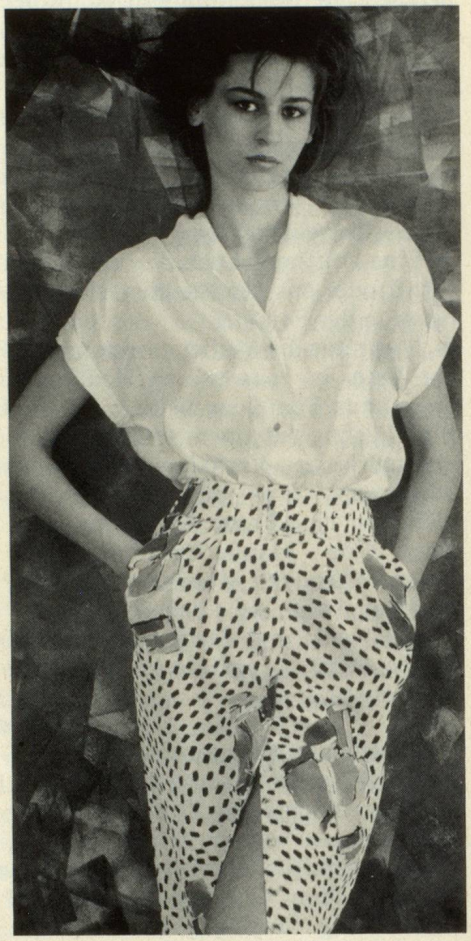
Das sogenannte «Sleepshirt» mit lustigem Motiv eignet sich nicht nur fürs Bett, sondern ebenso zum Frühstück auf dem Balkon. Sein Material: Baumwoll-Jersey.
Modell Schiesser, erhältlich im Fachhandel und in Warenhäusern. (1)

Jogging in der Sonne

Die praktische Jogging-Hose kommt in den Farben Weiss, Rot, Türkis, Rosé, Sonne, Tropic und Schwarz. Dazu passen eine weisse Jacke und ein blaues T-Shirt, alles aus reiner Baumwolle.
Modell Schiesser, erhältlich im Fachhandel und in Warenhäusern. (2)

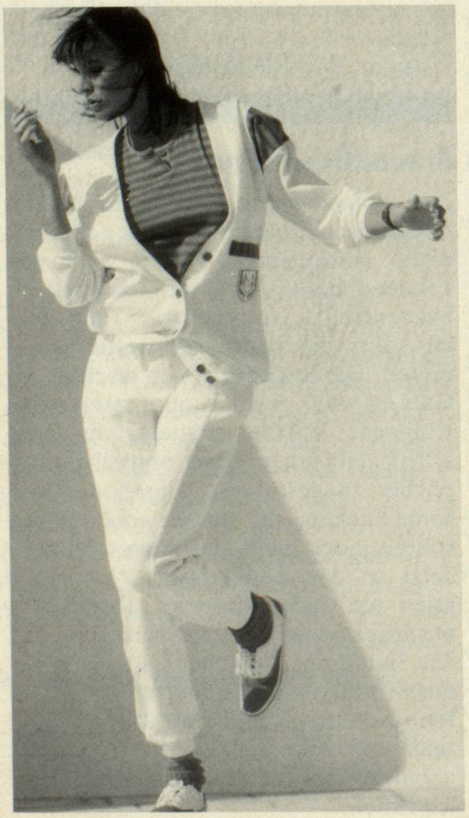
Striptease am Strand

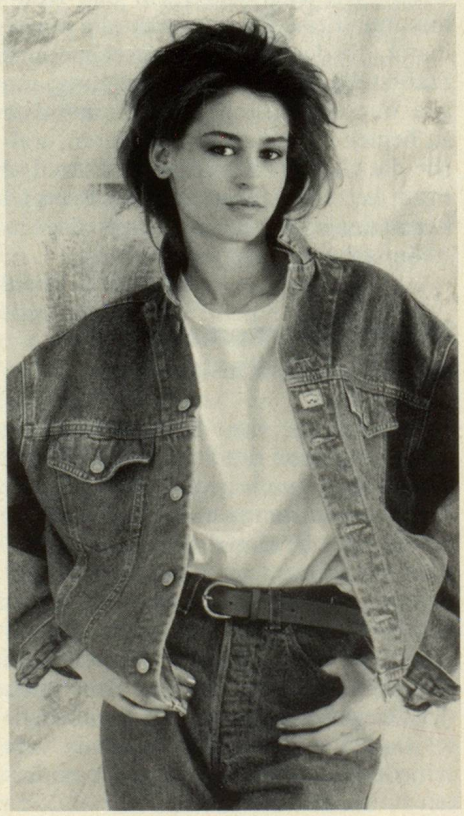
Das Ensemble besteht aus einer weiten Baumwollhose, einer lässigen Baumwollbluse und einem assortierten Bikini aus Polyamid und Elasthan.
Modell Schiesser, erhältlich im Fachhandel und in Warenhäusern. (3)



Spaziergang unter Palmen

Zur schlichten, luftigen Seidenbluse gehört ein hochgeschlitzter Jupe, der keck gemustert ist und sehr viel Bein sehen lässt.
Modell Blondino, Boutique Blondino. (4)



Abenteuer fern der Heimat

Jeans sind mehr als nur ein Kleidungsstück, Jeans vermitteln ein Lebensgefühl. Doch es müssen gute und echte Jeans sein, zum Beispiel die berühmten Levis, hier assortiert mit einer passenden Jacke und einem T-Shirt.
Boutique Blondino, Fachhandel und Warenhäuser. (5)